

HOCHSCHULE FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN HAMBURG
FAKULTÄT WIRTSCHAFT UND SOZIALES
DEPARTMENT: SOZIALE ARBEIT
STUDIENGANG: ANGEWANDTE FAMILIENWISSENSCHAFTEN (MA)

Multilokale Familien und das *Doing Family*
**Die Gestaltung des Familienlebens bei räumlich
getrennt lebenden Familien**

Master-Thesis

Tag der Abgabe: 06.06.2016
Vorgelegt von: Richter-Petersen, Eva
Matrikelnummer: [REDACTED]
Adresse: [REDACTED]
Telefon: [REDACTED]
E-Mail: [REDACTED]

Betreuende Prüferin: Frau Prof. Dr. Katja Weidtmann
Zweite Prüferin: Frau Prof. Dr. Astrid Wonneberger

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Zum Begriff der Multilokalität	9
2.1 Die Bedeutung der Multilokalität in der Forschung und der Gesellschaft.....	11
2.2 Typologie der Multilokalität	13
2.2.1 Allgemeine Typologien	13
2.2.2 Typologie für multilokal lebende Familien	16
2.3 Die Entstehung der Multilokalität	18
2.3.1 Theorien zur Entstehung des multilokalen Wohnens	18
2.3.2 Gründe für das multilokale Wohnen.....	20
2.4 Zahlen zum multilokalen Wohnen.....	22
2.5 Multilokalität und Mobilität	24
2.5.1 Mobilitätstypen	25
2.5.2 Auswirkung der Mobilität auf die Familie.....	26
2.5.2.1 Der Zusammenhang zwischen Mobilität und Familienentwicklung	27
2.5.2.2 Der Zusammenhang zwischen beruflicher Mobilität und Partnerschaft.....	28
2.5.2.3 Zusammenhang zwischen Mobilität und Familienleben und Kindererziehung	29
2.6 Multilokalität und Familie.....	31
2.6.1 Charakteristika von Familien.....	32
2.6.2 Familienformen.....	32
3. Das Praxeologische Konzept des <i>Doing Family</i>	34
3.1 Theoretischer Hintergrund des <i>Doing Family</i> Konzeptes.....	35
3.2 Verwandte Konzepte	36
3.2.1 Konzept der alltäglichen Lebensführung.....	36
3.2.2 Konzept der familiären Lebensführung.....	37
3.3 Die Gestaltungsaufgaben des <i>Doing Family</i>	37
3.4 Herausforderungen des <i>Doing Family</i> bei multilokal wohnenden Familien	39
3.4.1 Multilokales Wohnen als Entwicklungsaufgabe.....	41
3.4.2 Gestaltung von An- und Abwesenheit.....	41
3.4.3 Gestaltung von Nähe und Distanz	42
3.4.4 Zeit in der Familie	43

3.4.5	Gestaltung von Kopräsenz und Körperlichkeit.....	44
3.4.6	Nutzung von Kommunikationsmitteln, Medien und Transportmitteln	46
3.4.7	Rituale.....	48
3.4.8	Gestaltung von Beziehungen in der Familie und die Erziehung der Kinder	49
3.4.8.1	Eltern-Kind-Bindungen.....	50
3.4.8.2	Partnerschaftsbeziehung	53
3.4.8.3	Kindererziehung.....	54
3.4.8.4	Entwicklung des Kindes	55
3.4.9	Äußere Rahmenbedingungen.....	56
4.	Analyserahmen für das <i>Doing Family</i> bei multilokal wohnenden Familien	57
4.1	Vereinbarkeits- und Belastungsmanagement.....	57
4.2	Konstruktion von Gemeinsamkeiten.....	59
4.3	Displaying Family.....	59
5.	Analyse und Vorstellung der Fallbeispiele zur Gestaltung des <i>Doing Family</i> bei multilokal lebenden Familien.....	60
5.1	Fallbeschreibung der Familie Lange/Bauer	60
5.2	Fallbeschreibung der Familie Kramer.....	61
5.3	Fallbeschreibung der Familie Löscher	62
5.4	Gestaltung des <i>Doing Family</i>	62
5.4.1	Gestaltung des Rhythmus von An- und Abwesenheit	62
5.4.2	Alltagsgestaltung in Zeiten der Familientrennung	64
5.4.3	Alltagsgestaltung bei gemeinsamer Anwesenheit	66
5.4.4	Gestaltung der Übergänge	68
5.4.5	Unterstützung von außen	69
5.4.6	Herstellung von Kontakt, Nähe und Vertrauen aus der Distanz.....	69
5.4.7	Beziehungsgestaltung	71
5.4.8	Wechsel zwischen Alleinerziehend und gemeinsamer Erziehung	72
5.4.9	Nutzung der knappen gemeinsamen Zeit	73
5.4.10	Abgrenzung nach außen und Zugehörigkeit zur Familie	75
5.4.11	Schaffung des Gefühls: <i>Wir sind eine Familie</i>	76
6.	Schlussbetrachtung und Ausblick	77
7.	Literaturverzeichnis.....	82
	Eidesstattliche Erklärung	105

1. Einleitung

Vor dem Hintergrund, dass multilokale Lebensformen in den letzten Jahren zugenommen haben (Hilti, 2015: 318; Wood et al., 2015: 163) und dieser Trend anhält (Lois, 2012: 251), soll dargestellt werden, wie sich die multilokalen Wohnarrangements auf das *Doing Family* auswirken. Für die Zunahme dieser Wohnformen sprechen zum einen Ergebnisse aus der Mobilitätsforschung, welche einen Anstieg der berufsbedingten Mobilität und die damit einhergehende Multilokalität belegen (Ruppenthal, 2010b: 6; Rolshoven, 2006: 179). Zum anderen gab es eine Zunahme bei den über den Mikrozensus erfassten, beruflich genutzten Zweitwohnsitzen (Hilti, 2015: 319; Reuschke, 2010b: 137).

In multilokalen Familien verfügen die Mitglieder über mehr als eine Behausung und es kommt zu einer häufigen Trennung über Nacht von zumindest einem Familienmitglied vom Rest der Familie (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 122; Hesse/Scheiner, 2007: 16). Beim *Doing Family* handelt es sich um ein Konzept, welches davon ausgeht, dass Familie nicht eine naturgegebene Ressource ist, sondern von den Familienmitgliedern immer wieder neu hergestellt werden muss. Dieses ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass sich eine Familie als ein gemeinschaftliches Ganzes erfahren kann. Dieses aktive Gestalten wird als *Doing Family* bezeichnet (Schier/Jurczyk, 2007: 10).

Für die Zunahme multilokaler Wohnarrangements sind unterschiedliche Bedingungen verantwortlich. Ein Grund ist, dass die beruflich bedingte Mobilität in den letzten Jahren zugenommen hat (Ruppenthal, 2010b: 6; Rolshoven, 2006: 179). Während berufliche Mobilität, sowie die daraus resultierenden multilokalen familiären Lebensformen, früher nur bestimmte Bevölkerungs- und Berufsgruppen betrafen oder eine krisenbedingte Zeiterscheinung waren, so gehört es für viele Berufsgruppen der heutigen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft dazu, beruflich mobil zu sein. Dies betrifft Beschäftigte auf allen Hierarchieebenen und beschränkt sich nicht nur auf Hochqualifizierte oder Beschäftigte in varimobilen Berufen¹. Auf Grund des Trends zur Normalisierung von Mobilität sind auch immer mehr gering qualifizierte Erwerbstätige in bislang nicht mobilen Berufen davon betroffen (Schier, 2010b: 101).

Auch die gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen und deren eigene berufliche Karriereplanung führen zu einer multilokalen Lebensform. Dies liegt daran, dass Frauen immer weniger bereit sind, gemeinsam mit dem Partner umzuziehen, wenn dieser z.B. einen neuen Job in einer anderen Stadt antritt. Viele Frauen haben einen Beruf, den sie nicht aufgeben möchten oder sie entscheiden sich selbst für eine heimatferne Arbeitsstelle. Zudem bringen minderjäh-

¹ Als varimobil werden die Berufe bezeichnet, deren Ausübung eine mobile Lebensform erfordert (z.B. Piloten, Seefahrer, Flugbegleiter etc.).

rige Kinder oft eine Ortsbindung an das Wohnumfeld mit sich, so dass Familien ein multilokales Wohnarrangement einem gemeinsamen Umzug vorziehen würden, der dazu führen würde, dass eine neue Ortsbindung aufgebaut werden muss (z.B. neue KiTa, Schule, neue Freunde, Nachbarn etc.). Weitere Gründe für multilokale Wohnarrangements sind die gestiegenen Mobilitätsanforderungen und grundlegende Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt, die mit dem sektoralen Wandel oder der Globalisierung einhergehen (Skora/Rüger/Schneider, 2015: 2). Aber auch Trennungen und Scheidungen führen zu Lebensbedingungen, in denen Kinder und Jugendliche multilokal leben (Schier et al, 2011).

Vor dem Hintergrund, dass immer mehr Familien Multilokalität praktizieren und es für viele nicht mehr Normalität ist, mit der Kernfamilie gemeinsam an einen Ort zu wohnen, erscheint es mir sinnvoll sich mit diesem Thema näher auseinanderzusetzen. Es gibt bisher kaum Rollen- bzw. Leitbilder dafür, wie Familien damit umgehen können, dass ein Familienleben über weite Strecken nicht mehr zusammen, sondern getrennt stattfindet. Die Alltagsgestaltung von Familien ist meistens sehr lokal gebunden und viele Aufgaben des *Doing Family* sind nur schwer mit multilokalen Wohnarrangements zu vereinbaren. Probleme dabei könnten sein: Wie können Familien Nähe und Intimität erfahren? Wie lassen sich intime Beziehungen zwischen Eltern- und Kindern, aber auch die Partnerschaftsbeziehung, gestalten und aufrechterhalten? Wie können sich die Familienmitglieder auch über die Entfernung unterstützen? Wie kann die Versorgung und Pflege der Kinder (Care-Aufgaben) aus der Ferne übernommen werden? Diese Aufgaben sind unter multilokalen Arrangements schwerer damit zu vereinbaren, dass:

„Die Zeit, die man gemeinsam am selben Ort verbringt, (...) seit der Entwicklung des bürgerlichen Partnerschafts- und Familienideals in Westeuropa zu den konstitutiven Elementen des familialen Lebens“ [zählt]. „Geteilte Zeit an einem Ort stiftet Nähe, Vertrautheit und Intimität. Sie gilt mithin als Grundbedingung, damit sich Familien als gemeinschaftliches Ganzes erfahren können“ (Schier, 2013a: 35).

Ein Zusammenleben macht es leichter, familiäre Unterstützung zu gewähren (Schier, 2013a: 35) und die oben genannten Aufgaben zu bewältigen. Da dies bei multilokalen Familien nicht der Fall ist, müssen sie andere Strategien und ein individuelles *Doing Family* entwickeln, um sich weiterhin als Familie, auch unter den getrennten Lebenswelten, erfahren zu können. Das *Doing Family* und die Strategien müssen sich an die speziellen Bedingungen anpassen. Deshalb ist es sinnvoll sich damit genauer zu beschäftigen und auseinander zu setzen.

In dieser Arbeit sollen folgende Fragen beantwortet werden:

1. Wie schaffen es multilokal wohnende Familien ihren Alltag zu gestalten?
2. Wie schaffen sie es, sich als eine Familie zu fühlen?
3. Wie schaffen sie es, nach außen als Familie wahrgenommen zu werden?

Diesen Fragen liegen die zentralen Gestaltungsaufgaben des „*Familie als Herstellungsleistung*“ bzw. des *Doing Family* zugrunde. Diese sind:

1. Das Vereinbarkeits- und Belastungsmanagement und das Alltagsmanagement
2. Die Konstruktion von Gemeinsamkeit und familiärer Verbundenheit
3. Das *Displaying Family* (Jurzyk, 2014b: 61/62; Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 22/23; Schier, 2009b: 56)

Ziel dieser Master-Thesis ist ferner, herauszuarbeiten, wie multilokale Familienformen entstehen, wie die Familien damit umgehen, dass sie große Teile des Alltags nicht miteinander, sondern an unterschiedlichen Wohnstandorten verbringen und wo die Grenzen eines multilokalen Wohnarrangements für Familien liegen. Es sollen Fragen beantwortet werden, wie: Woran können diese Lebensformen scheitern? Was können diese Familien nicht leisten? Welche speziellen Herausforderungen haben diese Familien zu bewältigen und wie gestalten die Familien ganz konkret die drei oben genannten Gestaltungsaufgaben?

Die Quantität entsprechender Lebensformen ist in dieser Arbeit zweitrangig. Auch geht es nicht darum, jede mögliche Variation zu erfassen. Betrachtet werden multilokale Familien mit minderjährigen Kindern, die vorrangig auf Grund von beruflicher Mobilität entstanden sind, nicht jedoch auf Grund von Scheidung² getrennt leben. Dies sind insbesondere die sogenannten Wochenendpendler („*Shuttles*“) bzw. auch die *LATs* („*Living apart together*“). Diese wurden anhand der Typologie von Hesse und Scheiner (2007) ausgewählt und fallen in der Mobilitätsforschung auch unter die Kategorie der „*Overnighters*“ („*Übernachtler*“) ³ (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 156).

Multilokale Mehrgenerationsfamilien und Arbeitsmigranten/Transmigranten werden in dieser Arbeit nicht betrachtet. Der Grund ist, dass diese, wie auch die Scheidungsfamilien, noch andere Herausforderungen zu bewältigen haben. Im Scheidungsfall kann es beispielsweise Streit um die Kinder geben. Meist sind es zudem die Kinder, die das Wohnen an mehreren Orten zu meistern haben (Schier, 2013b: 193). In Mehrgenerationsfamilien sind mehr als zwei Generationen und nicht in allen Fällen minderjährige Kinder vorhanden. Es kommt eine Enkel- Großelternbeziehung oder eventuell die Pflege der alten Eltern dazu. Zudem gehören die meisten Menschen in Deutschland einer Mehrgenerationsfamilie an, so dass es schon eher Regeln für die Ausgestaltung geben dürfte. Bei Transmigranten/Arbeitsmigranten ist der Wechsel zwischen den Wohnstandorten mit einem regelmäßigen Grenzübertritt verbunden.

²Im Folgenden werden unter Scheidungsfamilien auch solche verstanden, in denen die Eltern nur als Paar getrennt sind und noch nicht geschieden sind oder Eltern die gar nicht verheiratet waren und jetzt getrennt sind. Wenn von Trennung gesprochen wird, wird im Folgenden die räumliche Trennung der Familie gemeint.

³ Darunter werden diejenigen Berufsmobilen verstanden, die mindestens 60 Nächte außerhalb ihres Familienhaushaltes verbringen (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 156).

Dieses kann mit kulturellen Problemen, illegaler Einreise oder sehr langen Distanzen verbunden sein. Es könnte so noch schwieriger sein, einen regelmäßigen Kontakt bzw. eine Beziehung aufrechtzuerhalten. Insgesamt könnte es mit weiteren Herausforderungen einhergehen (Schneider, 2012: 11; Madianou/Miller, 2012: 7). Aus diesen Gründen wird sich nur mit den eingangs vorgestellten Familien beschäftigt.

Die Fragen dieser Arbeit werden anhand von ausgewählten Fallbeispielen aus der Fachliteratur bearbeitet. Hierfür wird ein Analyserahmen entwickelt, anhand derer die Familien untersucht werden. Ein besonderer Fokus liegt auf Ritualen und der Nutzung der sogenannten „Neuen Medien“ (z.B. Skype, Internet).

Mit den Themenbereichen der Multilokalität, Mobilität und dem *Doing Family* haben sich verschiedene Forschungsrichtungen beschäftigt. Dies ist z.B. die Soziologie, die Geographie oder die Verkehrsplanung. Die Studien der verschiedenen Disziplinen nehmen sehr unterschiedliche Dimensionen in den Blick (z.B. Mobilität und Lebensformen, berufliche Mobilität in Europa, Multilokalität von Trennungs- und Scheidungsfamilien). Die Analyse relevanter Studien ist eine Grundvoraussetzung, um sich mit den Bereichen des multilokalen Wohnens und des *Doing Family* zu beschäftigen.

Mit dem Ansatz des *Doing Family* haben sich mit als Erstes Schier und Jurczyk (2007), dann Jurczyk et al. (2009a) beschäftigt. Das multilokale Wohnen findet hier eine Berücksichtigung, da es als eine Folge der entgrenzten Arbeits- und Familienbedingungen gesehen wird. Bei Beschäftigten aus der Filmbranche und dem Einzelhandel wurde von Jurczyk et al. (2009a) untersucht, wie sich deren Beruf auf die Präsenzzeiten in der Familie auswirken. Dies bedeutet, dass je eingespannter die Beschäftigten in ihrem Beruf sind, desto weniger präsent können sie sich am Familienleben beteiligen. Die Ergebnisse dieser Studie von Jurczyk et al. (2009a) wurden auch in der Schumpeter Forschungsgruppe (2009-2014) des DJI, unter der Leitung von Schier, verwertet⁴. In dieser Studie geht es um berufs- und scheidungsbedingte Multilokalität. Sowohl die Studie der Schumpeter Forschungsgruppe, als auch die von Jurczyk et al., sind eine wesentliche Grundlage für diese Master-Thesis, da beide entscheidende Elemente des *Doing Family* betrachten und auch das Thema der Multilokalität im Blick haben. Beide beschreiben, dass die Gestaltung des Familienlebens unter multilokalen Bedingungen eine große Herausforderung sein kann. Diese würde erfordern, dass sich alle Familienmitglieder auf diese Situation einlassen und dass es eine gewisse Gestaltung erfordert. Was allerdings fehlt, ist eine umfassende Analyse des *Doing Family* in multilokal lebenden Familien. Zudem fehlen noch Veröffentlichungen zu arbeitsbedingter Multilokalität und die Be-

⁴ www.dji.de/index.php?id=41881 letzter Zugriff: 25.03.16 (Schumpeter-Forschungsgruppe)

trachtung von Multilokalitätsformen die auf Grund anderer Gründe entstanden sind (z.B. durch Lebenseinstellungen bei LATs u.a.). Insgesamt ist noch recht wenig darüber bekannt, wie die multilokalen Lebensformen gestaltet werden (Schier, 2014: 11).

Für diese Arbeit wird eine von Hesse und Scheiner (2007) erstellte Typologie zum multilokalen Wohnen verwendet, welche einen Überblick über die vielen verschiedenen Formen (besonders auf Deutschland bezogen) gibt. Sowohl die *Job Mob Studien* (Job Mobilities and Family Lives in Europe) unter Leitung von Schneider, von 2008 bis 2010 (Schneider/Collet, 2010; Ruppenthal/Limmer/Bonß, 2006: 106) als auch die Studie von Schneider, Limmer und Ruckdeschel aus dem Jahr 2002 beschäftigen sich damit, wie sich die berufliche Mobilität auf das Familienleben auswirkt. Während die erst genannte verschiedene Länder mit einander vergleicht, bezieht sich die letztere nur auf Deutschland. Beide Studien beschreiben auch Mobilitätsformen, die mit einer multilokalen Verortung der Familie einhergehen. Sie stellen fest, dass diese einen erheblichen Einfluss auf das Familienleben und die Familienentwicklung haben. Eine Beschreibung des *Doing Family* erfolgt hier jedoch nicht.

Auf bestimmte Gruppen von Familien, die zumindest zeitweilig multilokal leben, beziehen sich Wendl (2006) und Zvonkovic et al. (2005). Wendl bezieht sich auf Soldatenfamilien und Zvonkovic et al. auf die Familien von Fernfahrern und Fischern. Beide Gruppen müssen oft schon wegen ihres Berufes multilokal leben und haben sich schon seit längeren an diese Bedingungen angepasst⁵. Diese Familien wenden bestimmte Strategien an, um mit der Trennung von der Familie umzugehen. Sie haben bestimmte Rituale und benutzen die modernen Kommunikationstechnologien. Wendl stellt fest, dass die Eltern-Kind Beziehungen und die Partnerschaftsbeziehungen leiden können, diese aber nicht vergleichbar mit Scheidungsfamilien sind (Wendl 2006). Auch diese Ergebnisse lassen sich gut auf diese Arbeit beziehen.

Hilti (2013), Petzold (2013a) und Schinkel (2013) beschäftigen sich mit Teilaspekten des multilokalen Wohnens. Hilti beschäftigt sich damit, wie die multilokal Wohnenden ihre Lebenswelt gestalten und bezieht dies auch auf viele freizeitbedingte Formen, die nicht mit einer Trennung der Familienmitglieder einhergeht. Für sie ist multilokales Wohnen der Ausdruck eines hochmobilen Lebensstils, bei dem viele Spannungsfelder für das Familienleben entstehen können. Petzold untersucht, wie sich Multilokalität auf die Handlungsoptionen und die lokale Identifikationen von Menschen auswirkt. Er stellt fest, dass sich die multilokal Wohnenden an mehreren Orten heimisch fühlen können. Schinkel befasst sich damit, dass Fami-

⁵ Mit den besonderen Bedingungen von Soldatenfamilien beschäftigt sich auch die Militärseelsorge (Näser-Lather, 2011: 297, Collmer, 2005: 53, Wendl, 2005b: 123; Wendl, 2006: 9). Auf diese ganz speziellen Bedingungen wird hier aber nicht eingegangen, da ja Kriegseinsätze dazu kommen können, was die Bedingungen noch verschärfen könnte. Bei diesen Berufen gibt es von Seiten der Arbeitgeber (anderes als bei anderen) oft Hilfsangebote, um Belastungen entgegenzuwirken (Jurczyk et al., 2009a: 350).

lien immer Orts- und Raumbezüge aufweisen, welche die Gestaltung des Familienlebens in unterschiedliche Bahnen lenken. Alle diese Untersuchungen können Hinweise darauf geben, welche Herausforderungen das multilokale Wohnen mit sich bringt und wie das *Doing Family* gestaltet wird. Sie befassen sich aber nicht damit, wie dieses konkret gestaltet wird. Dies soll in der vorliegenden Arbeit gemacht werden.

Dabei gliedert sich die Master-Thesis wie folgt: In der Einleitung wurde bereits eine Einführung in das Thema gegeben. Grundlegende Begrifflichkeiten wurden eingeführt und der Forschungsgegenstand eingegrenzt. Ziele und zentrale Forschungsfragen wurden erläutert, sowie der Stand der Literatur umrissen. Im Weiteren geht es darum das Thema genauer zu benennen und einzugrenzen. Dazu soll es im *zweiten Kapitel* um den Begriff der Multilokalität gehen: Was bedeutet dieser? Welche Formen von Multilokalität gibt es? Wie entsteht Multilokalität? Da der Begriff der Multilokalität im engen Zusammenhang mit Mobilität steht, muss auch dieser Begriff erläutert werden. Im Anschluss daran wird definiert, um welche Formen der Multilokalität es in der Master-Thesis geht. Da das Thema dieser Arbeit die Multilokalität von Familien ist, wird auch beschrieben, mit welchem Begriff der Familie gearbeitet wird und noch einmal genauer, welche Familien in der Analyse berücksichtigt werden sollen. Am Ende des Kapitels steht dann die Begriffsbestimmung zum Begriff „*multilokale Familie*“. Im *dritten Kapitel* wird zuerst das praxeologische Konzept des *Doing Family* näher erläutert. Im Anschluss daran wird deutlich gemacht, welche speziellen Herausforderungen es hierbei möglicherweise für multilokale Familien gibt. Im *vierten Kapitel* wird, anhand des vorgestellten Konzeptes und der sich ergebenden Herausforderungen, ein Analyserahmen entwickelt, mit dem im *fünften Kapitel* herausgearbeitet wird, wie multilokal lebende Familien das *Doing Family* praktizieren. Dabei sollen die eingangs gestellten Fragen beantwortet werden. Hierfür werden Fälle aus der Fachliteratur herangezogen, in denen es nicht explizit um das *Doing Family* geht, in denen aber die Handlungsstrategien dieses Konzeptes erkennbar sind. Es wird auf eine eigene empirische Forschung verzichtet, da aus dem vorhandenen Material genug Daten gewonnen werden können, um das *Doing Family* in multilokalen Familien zu beschreiben. Im *letzten Kapitel* geht es darum, ein Fazit zu ziehen. Es wird zusammenfassend dargestellt, was diese familiäre Lebensform für das *Doing Family* bedeutet. Im Sinne einer transdisziplinären und anwendungsorientierten Wissenschaft werden zudem Überlegungen angestellt, welche institutionellen Rahmenbedingungen die Gestaltung des *Doing Family* für multilokale Familien erleichtern und welche Stellen (z.B. Politik, Arbeitgeber) die Familien dabei unterstützen könnten.

2. Zum Begriff der Multilokalität

Bei der Beschäftigung mit dem Thema des multilokalen Wohnens⁶, ist es wichtig, sich zuerst mit dem Begriff Multilokalität auseinanderzusetzen, damit deutlich wird, um was es sich dabei genau handelt und welche Dimensionen und Herausforderungen damit verbunden sind.

Dabei muss zwischen Multilokalität im Allgemeinen und der besonderen Form des multilokalen Wohnens unterschieden werden. Dabei definiert Rolshoven Multilokalität als:

„Multilokalität bedeutet Vita activa an mehreren Orten: Der tätige Lebensalltag verteilt sich in seiner Gesamtheit auf mehrere Orte, die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteiligkeit genutzt werden.“ (Rolshoven, 2006: 181)⁷

Diese Definition ist sehr allgemein gehalten und bedeutet im Prinzip, dass fast jeder Mensch multilokal lebt, da die meisten nicht nur in ihrer Wohnung hausen, sondern regelmäßig eine Vielzahl anderer Lokalitäten aufsuchen, an denen ein Teil des Lebens verbracht wird. Das sind insbesondere Arbeitsstelle, Schule, Kindergarten, Sportverein, Musikstunde oder auch andere Wohnungen wie z.B. von Freunden oder Verwandten.

Davon abzugrenzen sind das multilokale Wohnen bzw. multilokale Haushalte⁸. Dieses haben Hesse und Scheiner so definiert:

„Eine Definition multilokaler Haushalte als Haushalte, deren Mitglieder mehr oder weniger permanent, periodisch oder episodisch an verschiedenen Orten leben, mithin eine soziale, aber keine (permanente) räumliche Einheit bilden, schließt also bestimmte Erscheinungsformen multilokalen Lebens aus. In unserem Verständnis bezeichnet Multilokalität das Leben an mehreren Wohnstandorten, unabhängig davon, ob alle Haushaltsmitglieder gemeinsam an mehreren Orten leben oder ob eine Familie oder ein Paar zeitweilig oder permanent getrennt an zwei Orten lebt.“ (Hesse/Scheiner 2007: 142)

Es geht also darum, dass z.B. eine Einzelperson, Paare oder Familien (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 123) nicht nur eine gemeinsame Wohnung haben, sondern dass es mehrere Wohnmöglichkeiten gibt, die von allen zusammen oder nur von einem Teil bewohnt wird⁹ (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm 2015: 122). Allerdings muss eine weitere

⁶ Die Beschäftigung mit dem Thema des Wohnens ist auch deshalb interessant, da alle Menschen irgendeine Form der Behausung brauchen, um grundlegende Regenerationsbedürfnisse befriedigen zu können (Weichhart, 2009: 2). Deshalb stellen Weichhart und Rumpolt auch fest, dass man „nicht nicht-wohnen kann“ (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 20). Die Wohnung ist ein wichtiger Schutz- und Rückzugsort, den normalerweise niemand ohne die Einwilligung des Bewohners betreten darf (außer es gibt einen richterlichen Beschluss) (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 26). Obdachlose gehören deshalb oft auch zu einer besonderen Gruppe der Deklassierten (Weichhart, 2009: 3; Weichhart/Rumpolt, 2015a: 20). So macht es auch Sinn sich mit anderen Wohnformen zu beschäftigen, die nicht der Norm entsprechen.

⁷ Dies ist eine übergeordnete Definition für den Begriff der Multilokalität. Von einigen Autoren wird er aber auch direkt für das multilokale Wohnen verwendet (Rolshoven, 2006: 181).

⁸ Haushalt und zusammen wohnen müssen dabei nicht deckungsgleich sein. Menschen können zusammen leben, müssen aber keinen gemeinsamen Haushalt haben (Huinink/Konzietzka, 2007: 31). Ein Haushalt dagegen ist in der Regel nicht über mehrere Wohnungen verteilt (Huinink/Konzietzka, 2007: 34), so dass multilokale Haushalte eher als Ausnahme gesehen werden können.

⁹ Einige Autoren (z.B. Mitglieder des Netzwerkes Multilokalität) sprechen lieber von Behausungen (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 20), da mit dem Wort der Wohnungen bestimmte Merkmale verbunden sind, die nicht auf alle Formen des multilokalen Wohnens zutreffen. So würde z.B. ein Wohnwagen, auf einem dauerhaft genutzten Campingplatz, Wohnmobile, Ferienhäuser oder ein separat genutztes Zimmer bei Freunden oder der Familie, nicht unbedingt darunter fallen. Auch Hotelzimmer und Sammelunterkünfte entsprechen nicht der gängigen De-

Wohnmöglichkeit nicht nur vorhanden sein, sondern auch genutzt werden. Die Entfernung zwischen den unterschiedlichen Behausungen spielt dabei keine Rolle (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm 2015: 122). Wichtig ist außerdem das Nüchtern in der zusätzlichen Behausung sowie das Pendeln zwischen den Wohnorten (Hesse/Scheiner 2007: 16). Multilokales Wohnen kann deshalb als eine Unterform der Multilokalität oder als eine spezifische Ausprägung dieser betrachtet werden (Hilti, 2009: 78, Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 409/410, Petzold 2011: 157).

Multilokales Wohnen, oft auch als residenzielle Multilokalität bezeichnet, kann sehr unterschiedlich gestaltet sein. Die tatsächliche Ausgestaltung variiert entsprechend des Bedarfes der Akteure (Hilti, 2009: 77; Sturm/Meyer, 2009: 27). Für viele Biografien gehören Phasen des multilokalen Wohnens dazu (Hilti, 2009: 77). Fast alle Menschen wohnen im Verlauf ihres Lebens, in der einen oder anderen Form multilokal (Schier, 2014: 10). So wohnen z.B. viele Studenten während ihres Studiums zum einem an dem Studienstandort, zum anderen verfügen sie gleichzeitig über ein von ihnen weiterhin genutztes Zimmer in ihrem Elternhaus. Für andere gehört eine sogenannte Living-apart-together Beziehung (LAT) vor der eigenen Familiengründung dazu, denn die meisten Beziehungen in Deutschland beginnen damit, dass beide Partner eine eigene Behausung haben und nicht von Beginn an zusammenleben (Sturm/Meyer, 2009: 17; Schier, 2014: 10).

Multilokales Wohnen muss von anderen Begriffen abgegrenzt werden. Dies betrifft insbesondere die Migration (bzw. einen Umzug) und die Sesshaftigkeit. Manche Autoren sehen in der Multilokalität einen Subtypus von Migration oder als einen Übergang zur Sesshaftigkeit (Weichhart, 2009: 7; Weiske/Petzold/Zierold, 2010: 1; Sturm/Weiske, 2009: I; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 437). Dieses wird aber nicht den Besonderheiten der Multilokalität gerecht und sollte deshalb als eigenständige Form neben Migration (Transmigration) und Zirkulation gesehen werden (Weichhart, 2009: 7; Weichhart, 2015b: 61). Bei der Zirkulation, bei der jeden Tag an einen Wohnort zurückgekehrt wird, handelt es sich um das sogenannte Tagespendeln, bei dem es keine zwei oder mehr Wohnungen gibt und trotzdem mehrere Standortofferten¹⁰ genutzt werden können (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 16).

Multilokales Wohnen hat besondere Auswirkungen auf Familien. Viele sehen das Zusammenwohnen und gemeinsame Leben unter einem Dach, mit einem gemeinsamen Haushalt, als

finition von Wohnung. Behausung ist weiter gefasst und könnte auch diese Ausprägung beinhalten (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 20; Hilti, 2015: 317). Deshalb plädiert u.a. Nicola Hilti für eine offene Auslegung des Begriffs Wohnung, damit auch diese besonderen Unterkunftsmöglichkeiten, bei der Beschäftigung mit dem Thema multilokales Wohnen, betrachtet werden können (Hilti, 2015: 317).

¹⁰ Dies sind Angebote (wie z.B. Arbeitsplätze, Kitaplätze, Wohnraum) die ein Ort bietet. Näheres zum Begriff der Standortofferten unter Kapitel 2.3.

ein wichtiges Element von Familien an. Nur so gibt es viel geteilte Zeit an einem Ort, mit face-to-face Kontakten, was als die Voraussetzung von Nähe und Gemeinschaft angesehen wird. Nur so könne Fürsorge und Unterstützung wahrgenommen werden (Bertram, 1998: 102; Körber, 2011: 92; Beck/Beck-Gernsheim, 2011: 24). Laut Peukert gilt selbst eine zeitweilige Trennung „...als Anzeichen für Destabilisierungstendenzen der Ehe. Auch im Scheidungsrecht wird das Getrenntleben der Ehepartner als Indikator für das Scheitern der Ehe angesehen.“ (Peukert, 2008: 273). Eine multilokale Wohnform entspricht somit nicht den klassischen Vorstellungen von Familie (Bertram, 1998: 102). Die Herausforderung dabei ist, dass zwar oft nur einer aktiv multilokal wohnt (also derjenige, der zwischen den Wohnungen pendelt), aber auch die anderen Familienangehörigen passiv davon betroffen sind (Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 159), obwohl sie nicht selber zwischen den Wohnungen pendeln müssen. Damit sich die Familie in dieser Situation auch weiterhin als Familie wahrnehmen kann, muss die Familie aktiv hergestellt werden (Körber, 2011: 93).

2.1 Die Bedeutung der Multilokalität in der Forschung und der Gesellschaft

Das Thema der Multilokalität und des multilokalen Wohnens wurde von einer Vielzahl von unterschiedlichen Fachrichtungen betrachtet, z.B. von der

„soziologischen, geografischen und kulturwissenschaftlichen Raumforschung und Raumbearbeitung, der Mobilitäts- und Verkehrsforschung, der Tourismus- und Wohnforschung, der Familien- und Haushaltsforschung, der Politik- und Geschichtsforschung, sowie der Architektur und Siedlungsentwicklung.“ (Hilti, 2015: 315)

Die Zuordnung zu einem bisher bekannten Forschungsfeld ist deshalb nicht einfach, da es Berührungspunkte zu einer Vielzahl von unterschiedlichen Disziplinen aufweist (Hilti, 2015: 315). Die Multilokalität als Überbegriff wurde zuerst in der Ethnologie und der Anthropologie beschrieben (Weichhart, 2015b: 65) und bis 2009 auch fast nur von diesen betrachtet (Sturm/Weiske, 2009: I). Hier ging es z. B. um Wohnsitzregelungen nach einer Heirat (Dirksmeier, 2010: 62). Später wurde auch von anderen Disziplinen dieses Thema aufgegriffen (Sturm/Weiske, 2009: I). In der Soziologie wurde sich z.B. mit bestimmten Paar- oder Familienformen auseinandergesetzt (z.B. bei Soldatenfamilien, LAT, Double Career couples u.a.), und in der Sozialpsychologie ging es z.B. um individuelle Bewältigungsstrategien bei Herausforderungen, die diese Lebensform mit sich bringt (Dirksmeier, 2010: 62).

Auch einzelne Wissenschaftler haben sich mit bestimmten Bereichen des multilokalen Wohnens beschäftigt. Ulrich Beck hat dafür den Begriff der Spagatfamilie gewählt und hat besonders die negativen Auswirkungen für Familien mit Kindern betrachtet. Für ihn bedeutet diese Wohnform den ersten Schritt zur Trennung des Paares (Beck, 1986: 202).

Die Wissenschaftler, die sich mit dem Thema des multilokalen Wohnens beschäftigen, kommen aus unterschiedlichsten Fachdisziplinen. Z.B. kommt Knut Petzold aus der Sozialwissenschaftlichen Raumforschung, Nicola Hilti kommt aus der Siedlungs- und Wohnsoziologie, Norbert Schneider aus der Mobilitäts- und Familiensoziologie, Ruth Limmer ist Psychologin, Markus Hesse, Peter Weichhart und Darja Reuschke kommen aus der Geographie. Karin Jurczyk ist Familiensoziologin und Michaela Schier kommt aus der Ethnologie und Geographie. Aus dieser nicht vollständigen Aufzählung wird deutlich, dass das Thema der Multilokalität ein vielbeachtetes Thema ist.

Aber auch in anderen Bereichen der Gesellschaft werden bestimmte Aspekte des multilokalen Wohnens beachtet. So hat z.B. auch der Wohnungsbau multilokal Wohnende als eine Zielgruppe erfasst, so dass bestimmte Wohnungen speziell auf die Bedürfnisse von multilokal Wohnenden (z.B. zentrales Wohnen zur besseren Erreichbarkeit der Familie und der Arbeit) ausgerichtet sind (z.B. in der Hafen City in Hamburg) (Hilti, 2015: 325). In den USA reagiert der Technologiemarkt auf die gestiegene Anzahl an berufsbedingten oder familienbedingten multilokalen Wohnarrangements. Dort wurde das „*Share Table*“ entwickelt, welches die Kommunikation zwischen den nicht zusammenwohnenden Familienmitgliedern erleichtern soll. Mit Hilfe dessen soll über die Distanz z.B. gemeinsam gelesen, gezeichnet oder auch ein Brettspiel gespielt werden können (Hilti, 2015: 321).

Die Deutsche Bahn bietet verstärkt einen Begleitservice für allein reisende Kinder und Jugendliche an. Dieser wird insbesondere von Scheidungskindern genutzt, welche zwischen den Elternhäusern pendeln (Hilti, 2015: 319). Auch die Studienberatung nimmt das Thema des multilokalen Wohnens indirekt mit auf, denn sie berät auch gezielt über besondere Belastungen im Familienleben. Dies geschieht bei Jobs die häufig mit einer multilokalen Lebensweise einhergehen (www.studiengangberatung.de/studium/schiffstechnik.html).

Insgesamt wirft das Phänomen des multilokalen Wohnens eine Menge an Fragen auf, die sich am besten interdisziplinär beantworten lassen, da sie viele verschiedene Fachrichtungen berühren. Deshalb plädieren einige Wissenschaftler dafür, Multilokalitätsforschung bzw. das Thema der residenziellen Multilokalität als ein neues interdisziplinäres Forschungsfeld zu etablieren, dass die unterschiedlichen Blickwinkel zusammenführt (Hilti, 2015: 316; Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 410). Das Thema des multilokalen Wohnens ist deshalb ein interdisziplinäres Thema (Wood et al, 2015: 373). Aus dieser interdisziplinären Sichtweise entsteht ein interessanter Zusammenhang zu den Familienwissenschaften, da diese auch eine interdisziplinäre Ausrichtung haben. Dementsprechend sollten sich auch Familienwissenschaftler daran

beteiligen, um den Blickwinkel der Familie und was für sie Multilokalität bedeutet besonders in den Blick zu nehmen. Dieses soll in dieser Arbeit in Ansätzen geschehen.

2.2 Typologie der Multilokalität

Bisher gibt es noch keine allgemeingültige und akzeptierte Typologie, die es schafft, alle Formen des multilokalen Wohnens zu erfassen, zu ordnen, zu strukturieren und zu klassifizieren (Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 410; Weichhart/Rumpolt, 2015a: 35). Dabei wurden schon mehrere Ansätze unternommen, eine Typologie zu erstellen (z.B. von Hilti, 2013). Weichhart und Rumpolt gehen davon aus, dass es kaum möglich ist, eine einheitliche Typologie zu erstellen, da zu viele Dimensionen (z.B. Entstehungsbedingungen, Handlungsmuster) beachtet werden müssten (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 47).

Im folgenden Abschnitt sollen ein paar Typologien vorgestellt werden, um einen Überblick zu bekommen und wichtige Typen des multilokalen Wohnens kennen zu lernen. Einige sind auch für die spätere Betrachtung des *Doing Family* interessant, da es sich um solche Konstellationen handeln soll.

2.2.1 Allgemeine Typologien

Eine sehr einfache Typologie wäre, das multilokale Wohnen, nach den Entstehungsbedingungen zu klassifizieren. Dabei können folgende benannt werden:

1. Arbeits- oder ausbildungsbedingt (z.B. Shuttles, Studenten mit Wohnsitz am Studienort und gleichzeitig bei den Eltern)
2. Erholungs- oder freizeitbedingt (z.B. häufig genutzte Wochenendhäuser, Dauercampingplätze)
3. Familienbedingt (z.B. auf Grund von Trennung oder Scheidung)
4. Partnerschaftsbedingt (z.B. bei LATs) (Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 410/411; Dittrich-Wesbuer/Kramer 2014: 46)

Das Problem bei dieser Typologie ist, dass eine Trennung zwischen den einzelnen Typen nicht immer eindeutig ist (z.B. Trennung von LAT und Shuttle). Oft spielen sowohl berufsbedingte als auch familieninterne/paarinterne Gründe eine Rolle (Petzold, 2013a: 127). Deshalb ist es sinnvoll mehrere Unterscheidungskriterien zu nehmen, damit eine größere Trennschärfe entsteht und die unterschiedlichen Formen strukturiert dargestellt werden können. Hesse und Scheiner benutzen deshalb sechs verschiedene Dimensionen zur Unterscheidung:

1. Entstehungsbedingungen (Freiwilligkeit/Zwang)
2. Anlass und Kontext (Beruf/Ausbildung, Freizeit, Lebensform)

3. Haushaltsorganisation (leben die Haushaltsmitglieder zumindest zeitweilig getrennt, dauerhaft zusammen etc.)
4. Periodizität des Wohnortwechsels (wie oft wird zwischen den Wohnsitzen gependelt)
5. Distanz/Reisezeit (die Distanz zwischen den Wohnungen)
6. Hierarchie der Wohnsitze (z.B. Erst- und Zweitwohnsitze (Hesse/Scheiner, 2007: 142/143).

Daraus entwickeln sie folgende Typologie (Hesse/Scheiner, 2007: 146):

- 1. (Wochen)-Pendler mit definiertem Hauptwohnsitz¹¹ (z.B. Shuttles¹²):** Von anderen Autoren wird dies auch als „Commuter-Ehe“ bezeichnet (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 124; Peukert, 2012: 537; Peukert, 2008: 273). Dies sind Personen, die meist aus beruflichen Gründen über zwei oder mehr Behausungen verfügen, zwischen denen in unterschiedlicher Regelmäßigkeit gependelt wird. Im Gegensatz zu den Fernpendlern werden auch Nächte außerhalb des Hauptwohnsitzes verbracht. Trotzdem können die Shuttles an dem (Familien-) Leben am Hauptwohnsitz teilnehmen. Kinder kommen in diesen Partnerschaften durchaus vor. Männliche Shuttles haben zu 30,7% und weibliche Shuttles zu 12,5% mindestens ein Kind (Reuschke, 2010a: 181). Insgesamt leben allerdings nur 2% in dieser Lebensform. Allerdings ist diese seit 1996 um 12% gestiegen (Peukert, 2012 538). Wenn es Kinder in diesen Beziehungen gibt, wird oft ein Umzug vorgezogen (Reuschke, 2010b: 157). In Familien mit kleineren Kindern kommt es selten vor (Reuschke, 2010a: 81). Insgesamt scheint dies, besonders für Mütter, aber auch für Väter mit Kindern unterhalb des schulpflichtigen Alters, keine erstrebenswerte Familienform zu sein (Reuschke, 2010a: 97). Viele der Shuttles geben an, dass sie diese Lebensform nicht freiwillig gewählt haben und würden sie deshalb gerne aufgeben, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet (Peukert 2012: 542; Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002: 102).
- 2. Arbeitsmigranten, Transmigranten:** Bei der transnationalen Migration handelt es sich, im Gegensatz zu den Shuttles, um ein Pendeln, das sich über Staatsgrenzen ab-

¹¹ Die sogenannten Varimobile gehören nicht dazu und fallen in den Grenzbereich des multilokalen Wohnens, da diese auf Grund ihrer beruflichen Tätigkeit zwar an unterschiedlichen Orten z.B. Hotels oder Sammelunterkünften übernachten, aber über keine feste Unterkunft verfügen (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 125). Oft ist dies auch ein Charakteristikum von bestimmten Berufsgruppen (z.B. Piloten, Seefahrer, Flugbegleiter) (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 26). Laut Didero und Pfaffenbach gehören Varimobile nicht zu den multilokalen Lebensformen, da sich diese nur an einem Ort verorten sind und sich dort zu Hause und heimisch fühlen. Zum multilokalen Wohnen gehört, laut dieser Autoren, allerdings eine Verortung an mehreren Orten (Didero/Pfaffenbach, 2014: 5). Auf das Thema, wie sich eine Verortung auf das multilokale Wohnen auswirkt, soll in dieser Arbeit nicht weiter eingegangen werden, obwohl es durchaus interessante Aspekte aufwerfen könnte.

¹² Der Begriff Shuttles kommt von Schneider/Limmer/Ruckdeschel (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 25/26).

spielt. Dies hat zur Folge, dass durch die Entfernung oft seltener gependelt wird (Hesse/Scheiner, 2007: 32; Schneider, 2012: 11; Lutz, 2008: 130). Wenn zudem die Einreise oder der Aufenthalt illegal erfolgt, ist es meist schwieriger, einen Kontakt aufrechtzuerhalten (Lutz, 2008: 177; Madianou/Miller, 2012: 7). Trotzdem fühlen sich die Transmigranten oft noch als eine familiäre Einheit und sind deshalb als multilokale Wohnform zu betrachten (Faist, 2004: 83; Pusch, 2013: 98-102; Geisen, 2014: 43).

3. LATs („Living apart together“): Eine Unterscheidung zu den Wochenpendlern ist, dass es keinen definierten Hauptwohnsitz bzw. gemeinsamen Haushalt gibt und sich die Partner abwechselnd an beiden Wohnorten treffen sowie jeder Partner über eine eigene Wohnung verfügt (Dorbritz, 2009: 33; Asendorpf, 2008a: 751; Reuschke, 2010a: 237). Die meisten Beziehungen beginnen als eine LAT und sind oft eine Vorform des Zusammenziehens (Dorbritz/Naderi, 2012: 406; Asendorpf, 2008b: 26/27; Lois, 2012: 252; Peukert, 2012: 140; Bathmann/Cornelißen/Müller, 2013: 202; Ruckdeschel, 2003: 112). In diesen Beziehungen gibt es selten gemeinsame Kinder (Reuschke, 2010a: 34+243; Ruckdeschel, 2003: 112; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 115). Allerdings bringen einige Kinder aus einer vorangegangenen Beziehung mit (Dorbritz/Naderi, 2012: 411; Asendorpf, 2008a: 763, Peukert, 2012: 140). Gemeinsame Kinder erhöhen die Wahrscheinlichkeit des Zusammenziehens (Peukert, 2012: 137), denn die meisten Paare mit Kindern unter sechs lehnen eine Fernbeziehung aus berufsbedingten Gründen ab (Reuschke, 2010a: 266). Bei einer Fernbeziehung mit gemeinsamen Kindern, arrangieren sich diese Familien meist recht gut damit (Reuschke, 2010a: 266) und bewerten diese selten negativ. Dies gilt besonders, wenn diese Lebensform freiwillig gewählt wurde und als Lebensideal angesehen wird (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 114, Dorbritz/Naderi 2012: 398/399; Noyon/Kock 2006: 129). LATs werden unterschieden in:

a.) LATs über große räumliche Distanzen¹³: Diese Lebensform ist häufig von Paaren nicht frei gewählt und kommt dann vor, wenn ein gemeinsames Wohnen nicht möglich ist, da beide Partner an unterschiedlichen Orten einem Beruf oder einer Ausbildung nachgehen (Peukert, 2012: 131; Dorbritz/Naderi, 2012: 406).

b.) LATs über kurze räumliche Distanzen: Dies ist meist ein Ausdruck eines persönlichen Lebensstils bzw. stellt für viele ein Beziehungsideal dar (Dorbritz/Naderi, 2012: 409/411; Asendorpf, 2008b: 26/27; Lois, 2012: 252; Peukert, 2012: 140; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 213), z.B. bei jungen Paaren

¹³ Von Dorbritz/Naderi auch als Long-Distance-Relationship (LDR) bezeichnet (Dorbritz/Naderi, 2012: 395).

(verheiratet oder unverheiratet) vor der Familiengründung oder bei älteren Paaren, die eine neue Beziehung eingehen (Peukert, 2012: 131).

4. **Gemeinsam genutzte Zweitwohnsitze:** In dieser Form gibt es keine Trennung der Haushaltsmitglieder, da gemeinsam zwischen den Wohnsitzen gependelt wird (Hesse/Scheiner, 2007: 146). Dabei gibt es drei verschiedene Formen
 - a.) **Als Altersruhesitz/Zweitwohnsitz** in weit auseinander liegenden Orten
 - b.) **Freizeitwohnsitz in der Nähe des Hauptwohnsitzes**, die häufig an den Wochenenden besucht und oft nicht nur zu Freizeitwecken genutzt werden (Hesse/Scheiner, 2007: 146).
 - c.) **Gemeinsamer Zweitwohnsitz als Arbeitswohnsitz**
5. **Häufig-Umzieher („moderne Nomaden“):** Dies sind Personen, die besonders oft umziehen, und die Häufigkeit die übliche residenzielle Mobilität (Umzüge) deutlich überschreitet (Hesse/Scheiner, 2007: 147).
6. **Pendelnde Kinder und Jugendliche**¹⁴ In diesen Familien löst sich die Familie, zumindest für die Kinder, nach der Trennung oder Scheidung der Eltern nicht ganz auf, da sie weiterhin zu den Familien beider Elternteile gehören (Schier, 2013a: 45). Die Kinder müssen ihre Familie deshalb mehrörtig organisieren (Schier, 2013b: 193) und sie sind deshalb die Akteure des multilokalen Wohnens, da meistens sie die Distanz zwischen den Wohnorten überwinden müssen.

Laut Weichhart und Rumpolt wird auch in dieser Typologie keine analytische Trennschärfe erreicht, da die Übergänge fließend sind und dadurch keine genaue Zuordnung möglich ist (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 31/32).

Trotz der Mängel dieser Typologie gibt sie einen guten Überblick über die verschiedenen Ausprägungen des multilokalen Wohnens und betrachtet z.B. nicht nur berufsbedingte Formen. Sie stellt deshalb einen guten Einstieg in die Beschäftigung mit dem Thema des multilokalen Wohnens dar. Trotzdem ist es wichtig, sich hier mit den Formen näher zu beschäftigen, die Familien betreffen und deshalb für das *Doing Family* interessant sind.

2.2.2 Typologie für multilokal lebende Familien

Für multilokal lebende Familien unterschieden Schier et al. vier verschiedene Typen:

¹⁴ Darunter werden Kinder aus Nachtrennungs- und Scheidungsfamilien verstanden, die zwischen den verschiedenen elterlichen Haushalten pendeln. Nicht darunter gerechnet werden Kinder und Jugendliche, die in Internaten leben. Diese werden in kaum einer Untersuchung zu multilokalen Wohnen erwähnt. Nur Hilti sowie Dittrich, Wesbuer und Kramer erwähnen sie kurz (Hilti, 2015: 317; Dittrich-Wesbuer/Kramer, 2014), ohne auf nähere Besonderheiten dieser Gruppe einzugehen. Dies ist verwunderlich, da sie ja auch multilokal Wohnen und nicht zu den Studierenden gerechnet werden können, da Studenten älter und deshalb in der Regel selbständiger sind.

1. Die multilokale Mehrgenerationsfamilien¹⁵
2. Die transnationalen Familien
3. Die Nachtrennungs- und Scheidungsfamilien
4. Arbeitsbedingt multilokal lebende Familien (Schier et al, 2015: 444)

Bei allen Typen gibt es, trotz der zeitweilig räumlichen Trennung, meist dauerhafte und enge soziale Beziehungen, sowie emotionale Verbundenheit und Unterstützung zwischen den Familienmitgliedern (Schier, 2014: 10). Dies zeichnet sich u.a. dadurch aus, dass viele Entscheidungen und Handlungen durch die anderen Haushaltsmitglieder beeinflusst werden, auch wenn sie nicht permanent zusammen leben (Krompholtz, 2015: 205).

In der Typologie von Schier et al. (2015) bleiben Familien unberücksichtigt, die diese Wohnform z.B. als Ausdruck eines Lebensstils oder aus nicht berufsbezogenen Gründen wählen (wie sie z.B. bei den LATs vorkommen). Das ist schade, da auch hier in Einzelfällen gemeinsame Kindern vorkommen (Reuschke, 2010a: 34+243; Ruckdeschel, 2003: 112; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 115). Wie oben dargestellt wählen LATs diese Lebensform oft freiwillig. Im Gegensatz zu den Shuttles, bei denen dies oft eher als Zwang empfunden wird. Die Unterscheidung von Zwang und Freiwilligkeit, könnte aber durchaus bei der Betrachtung von multilokalen Familien wichtig sein (Peukert, 2012: 542; Dorbritz/Naderi, 2012: 406). Sinnvoll ist, dass in dieser Typologie die multilokale Mehrgenerationsfamilie beachtet wird (bei Hesse und Scheiner leider nicht erwähnt), da diese für immer mehr Menschen eine wichtige Rolle spielt (Lauterbach, 1998: 113).

Laut Statistik sind die meisten multilokal Wohnenden allerdings Einpersonenhaushalte. Nur in 15% der multilokalen Haushalte leben 3 oder mehr Personen (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 133). Familien sind insgesamt nicht so häufig betroffen. Dies liegt daran, dass LAT-Beziehungen als Einpersonenhaushalte gelten sowie die multilokale Mehrgenerationsfamilie nicht als ein gemeinsamer Haushalt erfasst wird¹⁶ (Krompholtz, 2015: 202). Somit fallen bestimmte familiäre Formen des multilokalen Wohnens durchs Raster. Insgesamt kommen Familien mit Kindern unter 18 deutlich seltener bei multilokalen als bei monolokalen vor (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 139).

¹⁵ Dieser Begriff wurde von Hans Bertram geprägt. Er beschreibt, dass es einen Übergang der neolokalen Gattenfamilie zur multilokalen Mehrgenerationsfamilie gibt. Diese zeichnet sich durch lebenslang aufrecht erhaltene Beziehungen zwischen den Generationen aus, auch wenn sie nicht unter einem Dach leben (Bertram, 1998: 12). Es bedeutet, dass die Familie, trotz der örtlichen Trennung, bestehen bleibt (Bertram, 2002: 527). Zudem müssen die Beziehungen neu gestaltet werden (Lauterbach, 1998: 113)

¹⁶ Der Haushaltsbegriff der z.B. vom Mikrozensus verwendet wird stellt somit nicht unbedingt eine geeignete Bezugsgröße dar, um die Vielfalt des multilokalen Wohnens zu erfassen. Zu diesem Begriff gehören das gemeinsame Wohnen, Wirtschaften und Haushalten, welches bei multilokalen Wohnarrangements nicht immer der Fall ist (Krompholtz, 2015: 202).

2.3 Die Entstehung der Multilokalität

Seitdem der Mensch sesshaft wurde gibt es in fast allen Kulturen multilokale Lebensformen. Viele mussten und müssen schon auf Grund ihres Berufs mobil sein und lebten/leben deshalb multilokal, da sie nicht jeden Tag an ihren Hauptwohnsitz zurückkehren konnten/können (Sturm/Weiske, 2009: I; Weichhart/Rumpolt, 2015a: 11; Rolshoven, 2006: 179). Diese Berufe werden als varimobil bezeichnet und sind besonders unter Seefahrern, Wanderarbeitern, Handlungsreisenden, Fernfahrern, Piloten und Soldaten etc. anzutreffen (Hilti, 2013: 19+ 58/59; Zvonkovic et al, 2005).

2.3.1 Theorien zur Entstehung des multilokalen Wohnens

Es gibt bisher keine einheitliche Theorie zur Entstehung der Multilokalität. Dies liegt an der Komplexität und dem Facettenreichtum des Themas. Es ist fast unmöglich ein einheitliches Theoriefundament zu finden, welches alles abdeckt (Weichhart/Rumpolt, 2015a 15; Weichhart, 2015a: 389). Erste theoretische Beschreibungen versuchen sich diesem Phänomen anzunähern. Um die ganze Bandbreite darstellen zu können, müssen unterschiedliche Theorien (z.B. Mikro- oder Makrotheorien) herangezogen werden. Diese Theorien wurden allerdings nicht zur Erklärung von Multilokalität entwickelt, sondern um andere spezifische sozioökonomische Gegebenheiten zu erklären (Weichhart, 2015a: 381). Das Heranziehen von unterschiedlichen Theorien ist sinnvoll, da es dadurch möglich wird, die Multilokalität auf einem Meta-Level erkenntnistheoretisch zu beschreiben (Weichhart, 2015a: 389). Das Problem ist allerdings, dass sich diese Theorien teilweise widersprechen oder gegenseitig ausschließen (Weichhart, 2015a: 378ff, Weichhart/Rumpolt, 2015a: 11).

Mikro- und Makrotheorien haben unterschiedliche Blickwinkel und können deshalb verschiedene Zusammenhänge erklären (Weichhart, 2015a: 381). Mikrotheorien können z.B. individuelle Entscheidungen erklären, Makrotheorien dagegen, warum Multilokalität ein Massenphänomen ist. Sie können z.B. auch gesellschaftliche Entwicklungen, Veränderungen in der Transport- und Kommunikationstechnologie in den Blick nehmen (Weichhart, 2015a: 388; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 30/31). Daneben gibt es z.B. auch praktische Theorien, die sich auf einem Meso-Level befinden (Weichhart, 2015a: 383).

Da es sehr viele Theorienansätze gibt, soll nur ein spezieller Ansatz von Peter Weichhart näher dargestellt und andere hier nur kurz erwähnt werden, da sie nicht speziell zur Beschreibung des multilokalen Wohnens entwickelt worden sind. Diese Theorieansätze sind:

1. Theorien zur Erklärung von (Trans-) Migration und Mobilität (Weichhart, 2009: 12; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 35).

2. SEL (Sociologie of everyday life) Theorien aus der Anthropologie beschreiben, wie das alltägliche Leben gestaltet wird (Weiske/Petzold/Schad, 2015: 392)
3. RCT (rational choice theorie) -Theorien sollen erklären, wie es zu der individuellen Entscheidung für oder gegen eine Handlung kommt (Weiske/Petzold/Schad, 2015: 392/393).
4. ANT (Actor-Network-Theory) -Theorien, welche sich auf Akteure im sozialen Netzwerk beziehen (Weiske/Petzold/Schad, 2015: 392; Weichhart, 2015a: 383).

Peter Weichhart versucht, das multilokale Wohnen als die Nutzung von Standortofferten und den damit verbundenen Handlungsoptionen zu erklären (Weichhart, 2015a: 387). Er geht davon aus, dass jeder Wohnort bestimmte Standortofferten bietet, die den Nutzungsansprüchen der Menschen mehr oder weniger gerecht werden (Weichhart, 2009: 2). Dabei können manchmal nicht alle Bedürfnisse an einem Ort befriedigt werden. Wenn dies der Fall ist, kann ein neuer Wohnort gesucht werden, welcher diesen Ansprüchen besser gerecht wird und insgesamt bessere Bedingungen aufweist. Ein Umzug ist dann oft nötig. Eine andere Option ist es, dass zur Ergänzung ein zusätzlicher Wohnort gesucht wird, der die Handlungsoptionen erweitert und die unterschiedlichen Wohnofferten miteinander verbindet (Weichhart, 2009: 2/3; Didero/Pfaffenbach, 2014: 4). Dazu kommt es, wenn ein Wohnort nicht ganz aufgegeben werden soll. Auf diese Weise gibt es zwei Wohnorte und ein Umzug wird vermieden. Dies ist für viele Familien wichtig, da für sie ein Umzug nicht in Frage kommt. Insgesamt werden hier Nutzen und Kosten gegeneinander abgewogen, und es wird sich für die Form entschieden, welche subjektiv den größten Nutzen (für die Familie) und einen haushaltsbezogenen Mehrwert verspricht (Didero/Pfaffenbach, 2014: 4, Weichhart, 2009: 9; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 30; Weiske/Petzold/Schad, 2015: 396). Das Problem dabei ist, dass sich nicht alle Kosten materiell aufwiegen lassen (wie z.B. die Trennung von einer geliebten Person). Andere Kosten dagegen schon. Wie z.B. Fahrtkosten für das Pendeln, Miete für eine andere Unterkunft, Einrichtung etc. (Weichhart 2015a: 387). So wird die Entscheidung zu einem individuellen Entschluss, bei dem es einige nicht kalkulierbare Faktoren gibt. Die Entscheidung für oder gegen einen Umzug bzw. eine multilokale Lebensweise wird von den meisten Familien gemeinschaftlich ausgehandelt und beschlossen (Weiske/Petzold/Schad, 2015: 395; Weichhart, 2009: 12).

Insgesamt zeigt die Theorie gut auf, welche Faktoren dazu beitragen, warum sich eine Familie für eine multilokale Lebensweise entscheidet oder nicht.

2.3.2 Gründe für das multilokale Wohnen

Die Gründe, warum sich Menschen dazu entscheiden multilokal zu wohnen, sind vielfältig. Diese können einzeln auftreten. Oft spielen mehrere Faktoren eine Rolle (Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 410). Dabei geben in einer Untersuchung von Petzold 39,7% rein berufliche Gründe, 16,6% rein private und 43,7% eine Mischung aus beiden an (Petzold, 2011: 160/161). Im Folgenden werden nur jene Gründe erwähnt, die für multilokale Familien eine Rolle spielen.

Auf der beruflichen Seite sind folgende Aspekte von Bedeutung: Es kann zum einen als eine Anpassung an die moderne Gesellschaft und die flexibilisierte Erwerbsarbeit verstanden werden, um den Anforderungen, die sich daraus ergeben, besser gerecht werden zu können (Weiske/Petzold/Zierold, 2008: 282 + 297; Krompholtz, 2015: 203). Dabei ist wichtig:

- ⇒ Insgesamt gibt es einen Strukturwandel und eine Deregulierung des Arbeitsmarktes. Dieses wird z.B. durch hohe Arbeitslosenquoten, viele befristete Jobs, flexibles Personalmanagement, häufige Wechsel der Arbeitsplätze (Schier, 2010a: 128; Schreyögg, 2013: 106-108), Beschäftigungswegfall in der Stahl- oder Werftindustrie, große Disparitäten am Arbeitsmarkt und Prekarisierung der lokalen Arbeitsverhältnisse (Ruppenthal 2010b: 7) deutlich. Dies führt oft dazu, dass Arbeitnehmer auch Jobs annehmen müssen, welche heimatfern sind und ein Pendeln (Shuttlen) bzw. einen Umzug erfordern (Schier, 2010a: 128; Ducki, 2010: 62; Schreyögg, 2013: 106-108).
- ⇒ Es lässt sich zudem auch einen Wandel zu einer mehr wissensbasierten Gesellschaft feststellen, die erfordert, dass Hochqualifizierte an wechselnden Orten arbeiten müssen bzw. bestimmte Berufe nicht überall auszuüben sind, da sie lokal an bestimmte Orte gebunden sind. So sind unter Multilokalen auch viele Hochqualifizierte¹⁷ anzutreffen (Skora/Rüger/Schneider, 2015: 2; Schneider/Rüger/Münster, 2009: 401; Schier, 2010a: 128; Schreyögg, 2013: 106-108).
- ⇒ Dazu kommt, dass es immer mehr Jobs gibt, die schon von sich aus eine erhöhte Mobilität mit sich bringen (die sogenannten varimobilen Berufe) (Schier, 2010a: 129; Hilti, 2013: 58/59; Weiske/Petzold/Schad, 2015: 392).

All dies führt dazu, dass der Arbeits- und der Wohnort nicht mehr zusammenfallen und ein Arbeitnehmer am Ende des Arbeitstages nicht an seinen Wohnort zurückkehren kann, wie es seit der Industrialisierung im 19. Jh. für die meisten der Fall war. Dies führt dazu, dass die Menschen zwischen den Wohnorten pendeln und multilokal leben müssen (Huchler/Dietrich/Matuschek, 2009: 43). Dazu kommen weitere Gründe:

¹⁷ Generell kommen Multilokale aus allen sozialen Schichten. Sie sind aber unter gehobenen beruflichen Positionen häufiger anzutreffen (Lois, 2012: 251, Reuschke, 2010b: 157).

- ⇒ Immer mehr Frauen beteiligen sich am Arbeitsmarkt (Skora/Rüger/Schneider, 2015: 2; Schier, 2010a: 128; Schreyögg, 2013: 106-108). Dies liegt zum einen daran, dass immer mehr Frauen arbeiten gehen möchten oder das Einkommen eines Partners nicht ausreicht, um die Familie zu ernähren bzw. den angestrebten Lebensstil aufrecht zu erhalten (Abraham/Schönholzer, 2012: 230).
- ⇒ So haben insbesondere Doppelkarrierepaare oft zwei Haushalte. Dies liegt daran, dass Frauen, nicht automatisch mit dem Partner umziehen möchten, wenn dieser an einen anderen Ort eine Arbeitsstelle gefunden hat (Rüger/Becker 2011: 380). So können beide Partner einen passenden Arbeitsplatz haben und die Frauen müssen ihren Arbeitsplatz nicht aufgeben (Bathmann/Cornelißen/Müller, 2013: 187; Viry et al, 2008; Abraham/Schönholzer, 2012: 230).
- ⇒ Kinder müssen nicht aus dem gewohnten Umfeld herausgerissen werden, da ein Partner weiterhin dort wohnen bleiben kann. So kann den Kindern das gewohnte Wohnumfeld erhalten werden. Kinder bringen somit eine Ortsbindung mit sich (Abraham/Schönholzer, 2012: 232; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 102 +162/163).

Insgesamt erlaubt das multilokale Wohnen, dass beide Partner einen passenden Arbeitsplatz haben und man trotzdem zusammen mit und als Familie leben kann. Es ist deshalb für viele die einzige akzeptable Möglichkeit beides miteinander zu verbinden (Rüger/Becker, 2011: 371; Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 112; Schinkel, 2013: 11; Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 159). Dadurch können Umzüge der gesamten Familie vermieden werden (Ruppenthal, 2010b: 5; Schneider, 2005: 112), und auch der aktiv multilokal Wohnende kann in dem ursprünglichen Wohnort seine Ortsbezüge erhalten. Dies scheint in Deutschland eine wichtige Rolle zu spielen, denn insgesamt scheinen die Deutschen wenig umzugsmobil zu sein und sind eher sesshaft (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 112; Schinkel, 2013: 11). Nur 19% der Deutschen leben nach dem Auszug aus dem Elternhaus in einer anderen Region, als in der sie aufgewachsen sind (Ruppenthal, 2010b: 3). Auf der anderen Seite kann dadurch auch ein tägliches Fernpendeln vermieden werden, welches oft auch als ein Stressor empfunden wird (Kley, 2012: 367; Schneider, Limmer/Ruckdeschel, 2002: 99).

Viele Formen des multilokalen Wohnens sind allerdings erst durch verbesserte Möglichkeiten und den Fortschritt der Kommunikations- und Informationstechnologie, sowie im Transportwesen möglich geworden (Schreyögg, 2013: 106-108), da durch sie erst ein reibungsloser Kontakt und Austausch zwischen den verschiedenen Wohnorten möglich ist. Darauf wird im Kapitel 3.4.6 näher eingegangen.

2.4 Zahlen zum multilokalen Wohnen

Die genaue Zahl der multilokal lebenden Menschen bzw. Haushalte lässt sich nur schwer erfassen, da sich auf Grund der Komplexität des Themas nicht alle Ausprägungen (z.B. commuter Ehen (BMFSFJ, 2012b), LATs, Nachtrennungs- und Scheidungsfamilien (Dittrich-Wesbuer/Kramer, 2014: 49), regelmäßiges Übernachten bei Freunden (Petzold, 2011: 159) oder die Nichtmeldung von Zweitwohnsitzen¹⁸ (Dittrich-Wesbuer/Kramer, 2014: 49)) explizit über die amtlichen Statistiken, z.B. über den Mikrozensus¹⁹ (Heidenreich/Nöthen, 2002: 34; Krompholtz, 2015: 206), erfassen lassen. Es gibt zudem noch keine genauen Indikatoren, die das Phänomen des multilokalen Wohnens beschreiben (Petzold, 2013b: 292; Hilti, 2015: 317/318). Es ist deshalb kaum möglich, die genauen Zahlen darüber zu ermitteln, und die vorhandenen schwanken teilweise erheblich (Petzold, 2013b: 292). Es lassen sich trotzdem, auf Grund von anderen Erhebungen, Rückschlüsse darauf ziehen, wie viele Menschen so leben (Sturm/Meyer, 2009: 15; Hilti, 2015: 319). Dieses sind allerdings nur Näherungswerte. Zudem ist ein Vergleich zwischen den einzelnen Daten schwer möglich, da es unterschiedliche Bezugsebenen gibt (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 131).

Um genauere Daten zu bekommen, wäre es deshalb wichtig, Methoden und Möglichkeiten zu finden, mit denen die ganze Vielfalt des multilokalen Wohnens erfasst werden kann. Dazu sollten auch europaweit vergleichbare Daten erhoben werden (Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 421), was bisher kaum möglich ist, da die Statistiken auf unterschiedlichen Parametern beruhen (Weichhart, 2015a: 380). Ein weiteres Problem ist, dass viele multilokale Wohnformen nicht auf den ersten Blick als solche zu erkennen sind und auch von den Betroffenen nicht so wahrgenommen werden²⁰ (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 131). Dies erschwert die Gewinnung valider Daten (Hilti, 2015: 317/318).

In keiner der großen Bevölkerungsumfragen werden alle verschiedenen multilokalen Lebensformen direkt erfasst (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 131). Trotzdem lassen sich aus diesen Rückschlüsse über das Aufkommen der unterschiedlichen multilokalen Lebens-

¹⁸ Das Problem bei der Erhebung von Zweitwohnsitzen ist, dass es in einigen Kommunen eine Steuer auf Zweitwohnungen gibt. In diesen ist die Zahl der Zweitwohnsitze niedriger, als in denen es diese nicht gibt. Es ist davon auszugehen dass dort nicht alle Zweitwohnsitze gemeldet werden und es wahrscheinlich mehr als die gemeldeten gibt (Dittrich-Wesbuer et al., 2015: 413).

¹⁹ Dittrich-Wesbuer et al. gehen z.B. davon aus, dass sich nur ein Bruchteil der multilokalen Wohnformen darüber erfassen lassen (Dittrich-Wesbuer et al., 2015: 410). Denn: „Als Haushaltsbefragung konzentriert sich der Mikrozensus auf das Beziehungsgefüge der befragten Menschen in den „eigenen vier Wänden“, also auf einen gemeinsamen Haushalt. Eltern-Kind-Beziehungen, die über Haushaltsgrenzen hinweg bestehen, oder Partnerschaften mit getrennter Haushaltsführung, das so genannte „Living-apart-together“, bleiben daher unberücksichtigt“ (Statistisches Bundesamt 2007. Zitiert nach Reuschke 2010a: 31). Zudem bilden laut Mikrozensus minderjährige Kinder, die nicht im selben Haushalt wie Eltern wohnen, keine familiäre Lebensform und werden somit nicht als diese erfasst (Huinink/Konzietska, 2007: 36).

²⁰ Dies könnten z.B. das regelmäßige (nicht das gelegentliche, wie bei Urlaubsfahrten) übernachten bei Freunden, in Hotels, Sammelunterkünften oder Ferienwohnungen zu privaten oder beruflichen Zwecken sein.

formen ziehen. Auf Grund der vorhandenen Daten ist davon auszugehen, dass die Anzahl der multilokal Wohnenden in den letzten Jahren gestiegen ist (Hilti, 2015: 318; Wood et al. 2015: 363) und in den nächsten Jahren, auf Grund der oben beschriebenen Bedingungen, auch weiterhin zunehmen wird (Lois, 2012: 251). Darauf deuten auch Zahlen aus der Forschung über berufsbedingte Mobilität hin (Rolshoven, 2006: 179)²¹.

Laut Mikrozensus gab es 2006 insgesamt 39 Mio. Haushalte. Davon waren 700.000 multilokal. Das sind 870.000 betroffene Personen bzw. 1,8% der Bevölkerung. Diese Zahlen errechnen sich über die erfassten Zweitwohnsitze (Hilti, 2015: 319). Über die Zahlen des Statistischen Bundesamt lässt sich ermitteln, dass es zwischen 1996 und 2004 einen Zuwachs von 12% bei den beruflich genutzten Zweitwohnsitzen gab (Hilti, 2015: 319; Reuschke, 2010b: 137). Andere Autoren geben an, dass 4,8% der Haushalte einen Zweitwohnsitz haben (Dittrich-Wesbuer et al, 2015: 419).

Weitere Berechnungen gehen davon aus, dass es in 14,2% der Haushalte mindestens ein Mitglied gibt, welches Multilokal wohnt (Hilti, 2015: 319, Didero/Pfaffenbach, 2014: 5). Wenn man alle indirekt betroffenen Personen hinzu rechnet, handelt es sich um eine hochrelevante Anzahl (Hilti, 2015: 319).

Das SOEP (Sozio-Ökonomische Panel) kann seit 1992 auch die sogenannten LATs erfassen (Dittrich-Wesbuer/Föbker/Sturm, 2015: 127). Demnach geben 10,9% an, dass sie eine Partnerschaft außerhalb des Haushaltes haben (Dittrich-Wesbuer/Kramer, 2014: 49). Nach AID:A (Aufwachsen in Deutschland) leben 8% aller Kinder multilokal (Rauschenbach, 2012). Dies betrifft besonders Kinder aus Scheidungsfamilien und ist durchaus ein Massenphänomen (Dittrich-Wesbuer/Kramer, 2014: 49; Weichhart, 2009: 10).

Nach der Job Mob Studie lebt in 44,2% der Familien mit Kindern unter 18 zumindest ein Elternteil, das ab und zu außer Haus übernachtet. Bei 22,9% sind dies mindesten 15 Übernachtungen im Jahr (Schier, 2014: 10/11). Auch diese sind von einer multilokalen Lebensweise betroffen.

Laut Petzold wohnen je nach Studie etwa 1-5% aller Deutschen multilokal (Petzold, 2013a: 48). Dies ist eine erhebliche Anzahl an Menschen, weshalb es wichtig ist, zu untersuchen, wie diese Menschen dieses gestalten. Da eine Vielzahl dieser Lebensformen noch nicht genau erforscht sind (Dittrich-Webuer/Kramer, 2014: 50), ist es wichtig die genaue Ausgestaltung näher zu betrachten, besonders vor dem Hintergrund, dass in Zukunft wahrscheinlich immer Menschen vom multilokalen Wohnen betroffen sein werden (Schier, 2014: 10).

²¹ Zur Verbindung vom multilokalen Wohnen und Mobilität unter Kapitel 3.5.

2.5 Multilokalität und Mobilität

Da das multilokale Wohnen in einem engen Verhältnis zur räumlichen Mobilität steht, ist es sinnvoll, sich damit näher zu beschäftigen (Weichhart, 2009: 6). So müssen die aktiv multilokal Wohnenden immer in einem gewissen Maß räumlich mobil sein, um die Distanzen zwischen den Wohnorten überwinden zu können (Hilti, 2013: 17; a, 2009: 17). Aus diesem Grund beschäftigt sich die Mobilitätsforschung auch mit dem Thema der Multilokalität. Von einigen Autoren wird Multilokalität als eine spezielle Form der Mobilität (Hesse/Scheiner, 2007: 28; Sturm/Weiske, 2009: I) oder als mobile Wohnform bezeichnet (Tully, 2009a: 17).

Viele multilokale Wohnarrangements entstehen auf Grund von unterschiedlichen Mobilitätsformen, die oft ein Resultat von gestiegenen Mobilitätsanforderungen sind (Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 159). Mobilität ist ein weit verbreitetes Phänomen und viele Menschen leben in einer mobilen Lebensform. Jeder zweite in Deutschland hat Mobilitätserfahrungen. Aktuell sind 19% aktiv mobil. Weitere 6% haben einen mobilen Partner und sind deshalb indirekt davon betroffen. Europaweit hat Deutschland die höchste Mobilitätsrate (Peukert, 2012: 526). Sie erfasst immer größere Teile der Gesellschaft (Schneider/Lück, 2010: 1) und ist seit drei Jahrzehnten ein Massenphänomen (Weichhart/Rumpolt, 2015a: 11). Dabei sind Frauen ähnlich mobil wie Männer (Rüger, 2010: 9; Schneider/Rüger/Münster 2009: 404).

Es gibt allerdings noch keine empirisch belegten Daten für die Zunahme der beruflichen Mobilität (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 112). Daten aus der Job Mob Studie scheinen aber darauf hinzudeuten. Kohortenvergleiche zeigen, dass ältere Jahrgänge nicht über mehr Mobilitätserfahrungen verfügen als die jüngeren, was aber auf Grund der längeren Berufsausübung der Fall sein müsste. Jüngere Kohorten dagegen verfügen teilweise sogar über mehr Mobilitätserfahrungen als die älteren (Ruppenthal, 2010b: 6).

Dabei haben in Deutschland nicht nur die Arbeitnehmer mehr Erfahrungen mit Mobilität, diese wird auch zunehmend von der Politik oder Wirtschaft gefordert (Schneider/Rüger/Münster, 2009: 400). Die Arbeitsämter gehen davon aus, dass Arbeitnehmer auf Grund eines Jobs z.B. Umzüge, Fernpendeln mit Wegstrecken bis zu 2,5 Std. oder eine doppelte Haushaltsführung in Kauf nehmen müssen. Erkennbar ist dies auch daran, dass die gewährten Mobilitätshilfen bei diesen Ämtern gestiegen sind (Schneider, 2005: 111). So dass auch in Zukunft mit mehr mobilitätsbedingtem multilokalen Wohnen zu rechnen ist.

Allerdings sind 38% der Deutschen nicht mobilitätsbereit (Peukert, 2012: 529; Schneider, o.J.). Andere wiederum ziehen zirkuläre Mobilität (tägliches pendeln) der residenziellen

(Umzüge) vor (Peukert, 2012: 527). Viele wollen wegen ihrer beruflichen Mobilität nicht auf Kinder und Familie verzichten (Schneider, 2005: 125).

2.5.1 Mobilitätstypen

Wenn man sich mit den unterschiedlichen Mobilitätstypen befasst, ist auffällig, dass sich viele mit den Typen des multilokalen Wohnens von Hesse und Scheiner überschneiden. Schneider, Limmer und Ruckdeschel haben dabei folgende Typen unterschieden:

- a.) Shuttles (Wochenendpendler)
- b.) Fernbeziehungen (LATs) mit mindestens einer Stunde Wegstrecke zwischen den Wohnungen
- c.) Fernpendler (Berufspendler), die mindesten 3x pro Woche 2 Std. hin und zurück zwischen Arbeit und Wohnung zurücklegen
- d.) Umzugsmobile (Menschen mit einem Fernumzug in den letzten 5 Jahren)
- e.) Varimobile
- f.) Ortsfeste Menschen, die keine der genannten Mobilitätsmerkmale aufweisen
- g.) Rejectores (Mobilitätsverweigerer) sind Personen die keine der Mobilitätsmerkmale aufweisen, aber in der Vergangenheit die Möglichkeit hatten mobil zu werden, dieses aber abgelehnt haben (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 25/26).

Peukert fasst auch noch die Multi-Mobilen (Personen mit mindestens zwei der genannten Mobilitätstypen), Jobnomaden (Personen ohne festen Wohnsitz, aber mit wechselnden Berufsorten) und die Auslandsentsendungen, mit mindestens ein Jahr Abwesenheit darunter (Peukert, 2008: 206/207). Huinink zählt zu den Mobilitätsformen auch die tägliche Alltagsmobilität zwischen den verschiedenen Orten, die im Laufe des Tages aufgesucht werden (was auch der übergeordneten Definition von Multilokalität entspricht), und die Urlaubsmobilität bei Reisen dazu. Er beschränkt sich zudem nicht nur auf Fernumzüge, sondern zählt auch die Nahumzüge dazu (Huinink, 2014: 37/38). Da diese Mobilitätsformen aber für das Thema nicht so relevant sind, werden sie nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Grob betrachtet fällt auf, dass es unter den mobilen Personen welche gibt, die viele Nächte außerhalb des Familienhaushaltes oder Haupthaushaltes verbringen, und andere, die dies nicht tun. Die Personen die häufig außerhalb des Hauptwohnsitzes übernachten und es deshalb eine Trennung von der Familie gibt, werden als „*Overnighters*“ („*Übernachtler*“) bezeichnet. Dabei wurden mindestens 60 Nächte Abwesenheit (pro Jahr) festgelegt, da hiervon Auswirkungen (z.B. auf die Familie) zu erwarten sind (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 156). Die Häufigkeit und Länge der Abwesenheit ist dabei sehr schwankend (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 106). Da die Varimobilen auch häufig nicht zu Hause über-

nachten, ist es sinnvoll, diesen Mobilitätstyp auch zu betrachten, obwohl sie im klassischen Sinn nicht als multilokale Wohnform gelten und sie erst durch die Betrachtung der Mobilitätsformen in den Blick kommen. Auch bei ihnen kommt es, durch die häufige Abwesenheit von zu Haus, zu Auswirkungen auf die familiäre Lebensführung (Schier, 2010a: 129) und damit auch auf das *Doing Family*.

Laut Berechnungen lebten 2002: 16% der Deutschen in einer mobilen Lebensform. Dies unterteilt sich in 5% Fernbeziehungen, 4% Fernpendler, 3% Varimobile und je 2% Shuttles und Umzugsmobile (Schneider, 2005: 118). Bei den Shuttles haben 25% mindestens ein Kind und Partner im Haushalt. 91% der Varimobilen haben eine Partnerschaft (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 81/82), und bei 53% leben Kinder im Haushalt (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 106). Peukert schreibt, dass 80% der varimobilen Männer und 25% der varimobilen Frauen Kinder hätten (Peukert, 2012: 279), so dass viele Familien von einem multilokalen Wohnen durch die Mobilität betroffen sind.

2.5.2 Auswirkung der Mobilität auf die Familie

Aus der Mobilitätsforschung sind einige Auswirkungen auf die Familie bekannt, die an dieser Stelle erwähnt werden sollen. Dabei wird sich nur mit den „*Overnightern*“ beschäftigt. Die Auswirkungen dieses Lebensstils beeinflussen, wie multilokale Familien das *Doing Family* gestalten. Dabei muss immer genau unterschieden werden, ob es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Mobilität und den beschriebenen Auswirkungen gibt, bzw. ob es sich um subjektive oder objektive Belastungsfaktoren handelt (Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 161; Proske, 2012a: 25; Schier, 2009b: 62). Beruflich mobile Arbeitnehmer mit Familie stehen allerdings immer in einem Spannungsverhältnis von Arbeit, Familie und Mobilität. Dies kann durch Zeitmangel zu Erschöpfung oder Stress führen (Rüger, 2010: 7) und dann Auswirkungen auf das *Doing Family* haben. Statistisch gesehen geht die Mobilität nicht grundsätzlich mit einem höheren Belastungsrisiko (physisch oder psychisch) einher (Schneider/Rüger/Münster, 2009: 406). Für viele bedeutet dieses aber durchaus eine Belastung für Gesundheit und Wohlbefinden (Peukert, 2012: 550; Limmer, 2010; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 39 + 435; Schneider, o.J; Ducki, 2010: 64.). Deshalb wird eine mobile Lebensform nur dann gewählt, wenn es insgesamt einen Nutzen gibt (Huinink, 2005: 38; Schneider/Rüger/Münster, 2009: 406). Andere wiederum sind gerne beruflich mobil (Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 159) oder betrachten diesen persönlichen Lebensstil sowie als besonders reizvoll und zeitgemäß (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 435). Viele sind mit ihrer Lebensform deshalb auch zufrieden (Schneider, 2009: 688).

2.5.2.1 Der Zusammenhang zwischen Mobilität und Familienentwicklung

Es gibt einen auffälligen Zusammenhang zwischen der Mobilität und dem Vorhandensein einer Partnerschaft und Kindern (Ruppenthal, 2010b: 5; Rüger/Becker, 2011: 379; Ducki, 2010: 65). Vielen mobilen Arbeitnehmern fällt es schwer, überhaupt einen Partner zu finden. So sind mobile Frauen öfter partnerlos, als nicht mobile (Meil, 2010: 216). Bei den Männern hat die Mobilität keinen Einfluss darauf, ob sie eine Partnerin haben (Rüger, 2010: 8).

Die Mobilität von Frauen spielt eine große Rolle bei dem Vorhandensein von Kindern. Die berufliche Mobilität ist besonders niedrig, wenn sie kleine Kinder haben. Aber auch sonst haben mobile seltener Kinder als nicht-mobile Frauen (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 152; Collet/Bonnet, 2010: 208, Ruppenthal, 2010b: 5; Peukert, 2010, 530; Rüger, 2010: 8; Rüger/Becker, 2011: 377; Schneider, 2005: 120). Für sie scheint es schwierig zu sein, berufliche Mobilität und Familie miteinander zu vereinbaren. Ein Grund dafür könnte sein, dass meistens noch die Frauen für Haushalt und Kinder zuständig sind (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 153; Peukert, 2012: 530; Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 123/124). Erschwerend dazu kommt, dass es bisher kaum Kinderbetreuungseinrichtungen gibt, die auf die Bedürfnisse von beruflich mobilen Eltern zugeschnitten sind. So wären z.B. flexible Abhol- und Bringzeiten, mehr Öffnungszeiten oder eine auch eine Betreuung in den Nachtzeiten, für diese Familien teilweise wünschenswert (Proske, 2012a: 25). Bei Männern dagegen hat die berufliche Mobilität kaum bzw. keinen Einfluss auf das Vorhandensein von Kindern (Rüger, 2010: 8; Peukert, 2012: 530; Rüger/Becker, 2011: 377). Bei ihnen verzögert allerdings sich der Zeitpunkt, an dem sie Vater werden (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 285).

Dafür sprechen auch die Daten der Job Mob Studie. Laut dieser waren 62% der mobilen Frauen kinderlos. Dagegen sind dies nur 24% bei den nicht mobilen Frauen. Bei den beruflich mobilen Männern sind dagegen 36% und bei den nicht-mobilen 33% kinderlos (Schneider/Rüger/Münster, 2009: 405). Zudem bekommen Frauen weniger Kinder und sie bekommen sie später (Peukert, 2012: 530).

Frauen könnten bei den gesteigerten Mobilitätsanforderungen zu Mobilitätsverlierern werden, da es für sie schwieriger ist, eine beruflich mobile Arbeit und Familie zu vereinbaren (Peukert, 2012: 549/550; Limmer, 2010). Einige verzichten deshalb auf eine Karriere (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 439). Es ist für Mütter oft noch eine wenig praktikable Lebensform (Reuschke, 2010a: 195). Für beruflich mobile Männer dagegen wird dies meist zu einer dauerhaften Lebensform (Reuschke, 2010a: 194; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 219).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Väter trotz ihrer Kinder beruflich mobil werden und die Mütter dies lieber vermeiden (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 125).

2.5.2.2 Der Zusammenhang zwischen beruflicher Mobilität und Partnerschaft

Auf die Partnerschaftszufriedenheit und Partnerschaftskonflikte hat die Mobilität allerdings kaum einen statistisch signifikanten Zusammenhang (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 164). Dies könnte allerdings daran liegen, dass Paare, die länger in so einer Beziehung leben, sich daran gewöhnt haben. Wenn dies nicht der Fall ist, geben viele entweder die Mobilität oder die Partnerschaft auf (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 165; Limmer/Rüger, 2010: 284-286; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 141; Ruppenthal/Rüger, 2011: 124; Weiske/Petzold/Schad, 2015: 395). Oft kann es zu Belastungen in der Beziehung kommen, da die Partnerschaft dem Beruf untergeordnet wird, so dass es häufiger zu Trennungen kommt, als bei nicht mobilen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 267)²². In der Untersuchung von Schneider, Limmer und Ruckdeschel (2002) geben 75% der Befragten einen Einfluss auf die Partnerschaft an. Davon beschreiben 2/3 einen negativen und 1/3 einen positiven Einfluss (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 272). Negative Auswirkungen könnten z.B. sein: Zeitmangel für den Partner, das Fehlen von Nähe, Intimität²³ und Kommunikation, die Partnerschaft funktioniert nur nach Stundenplan, alles muss geplant werden, zu viele getrennte Wege, Entfremdung zwischen den Partnern, es gibt Probleme bei der Kinderbetreuung (Ducki, 2010: 64; Peukert, 2012: 538). Dieses könne allerdings auch bei nicht-mobilen Paaren auftreten (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 359). Positive könnten sein, dass es mehr Autonomie gibt, eine größere Persönlichkeitsentwicklung möglich ist, die Beziehung an Lebendigkeit gewinnt, die Partnerschaftsqualität sich verbessert (da z.B. die wenige gemeinsame Zeit intensiver verbracht wird), ein besserer Arbeitsplatz, klare Trennung zwischen Beruf und Familie, Zugewinn an eigener Zeit (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 376; Limmer, 2005: 106; Ruckdeschel, 2003: 107; Schneider, 2009: 287; Ducki, 2010: 65; Huchler/Dietrich/Matuschek, 2009: 50).

Feldhaus und Schlegel berichten davon, dass Varimobile und Männer (im Gegensatz z.B. zu Shuttles und Frauen) zufriedener mit ihrer Partnerschaft sind, u.a. dadurch, dass es weniger sogenannte „*daily hassles*“ (Mikrostressoren) gibt (Feldhaus/Schlegel, 2015: 116/117+ 128; Kley, 2015: 152/153). Gleichzeitig sagen sie aber auch, dass die wenige Zeit, die auf Grund

²² Das Risiko einer Trennung des Paares besteht laut Kley allerdings nur, wenn Frauen beruflich mobil sind. Sind es die Männer, gibt es keinen Zusammenhang (Kley, 2015: 152/153)

²³ Intimität soll in dieser Arbeit in einem psychologischen Sinne aufgefasst werden. Es bedeutet dabei eine starke, meist wechselseitige Selbstenthüllung. Gefühle und Gedanken werden mitgeteilt, die anderen nicht mitgeteilt werden. Dadurch stabilisiert und festigt sich eine Beziehung (Asendorpf/Banse 2000: 24). Nicht damit gemeint ist eine rein sexuelle Intimität.

der Mobilität mit dem Partner verbracht werden kann, zu mehr Stress und weniger subjektiven Wohlbefinden und dies dann zu einer geringeren Partnerschaftszufriedenheit führen könne, z.B. dadurch dass es keine zufriedenstellende Sexualität mehr gibt (Feldhaus/Schleger, 2015: 116/117). Wenn die Mobilität viel Stress auslöst, kann sich das auf die ganze Familie und dadurch auch auf das *Doing Family* auswirken (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 56).

Die berufliche Mobilität hat anscheinend sowohl positive als auch negative Seiten. Für die Bewertung der Mobilität ist es entscheidend, ob die Familien diese als einen Zwang sehen oder ob sie freiwillig mobil geworden sind. Die unfreiwillige Mobilität wird schlechter bewertet und kann dann die oben genannten Auswirkungen haben (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 153; Rüger, 2010: 11; Limmer, 2005: 107; Ruppenthal/Rüger, 2011: 123; Limmer/Rüger 2010: 277/278). Laut Ruppenthal werden die Mobilitätsanforderungen von 50% als freiwillig, von 35% als eine Notwendigkeit und von 15% als Zwang bewertet (Ruppenthal, 2010a: 6). Zudem spielt die Planbarkeit der Mobilität eine wichtige Rolle (Ruppenthal/Rüger, 2011: 124). Für viele ist weder der Zeitpunkt noch die Länge der Abwesenheit genau planbar (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 106). Je geringer die Planbarkeit, desto mehr Stress kann dies bedeuten (Jurczyk et al., 2009: 143). Auch das eigentliche Pendeln kann belasten. Es nimmt Zeit in Anspruch, oder man ist auf Verkehrsmittel (z.B. Bahn, Flugzeug, Auto) angewiesen, wodurch sie z.B. in Stau stecken bleiben oder Verspätungen haben können (Hupfeld/Brodersen/Herdegen, o.J.: 12).

Frauen sind häufig unzufrieden mit ihrer Mobilität. Dies wirkt sich dann auch auf die Partnerschaftszufriedenheit (Viry/Widmer/Kaufmann 2010: 153) und letztendlich auch auf das *Doing Family* aus. Insgesamt sind die Ergebnisse zum Einfluss der Mobilität allerdings sehr uneinheitlich (Rüger, 2010: 10)²⁴ und müssen deshalb immer für den Einzelfall betrachtet werden.

2.5.2.3 Zusammenhang zwischen Mobilität und Familienleben und Kindererziehung

Wie oben beschrieben, sind immer mehr Menschen beruflich mobil und können deshalb nicht so häufig bei ihrer Familie sein. Deshalb muss diese Erfahrung von immer mehr Familien in die Familienkarriere integriert werden. Oft wird das Vereinbarkeitsmanagement von Familie und Beruf erschwert. Dies ist besonders oft der Fall, wenn beide Elternteile mobil sind (Prose, 2012a: 23/24). Von einigen wird die berufliche Mobilität, als besonders stressig empfunden und hat dann negative Auswirkungen auf die Vereinbarkeit (Steinbrink/Peth, 2014: 33).

²⁴ Ducki gibt in seinen Untersuchungen an, dass es eine signifikante Verschlechterung der Partnerschaftsqualität gibt (Ducki, 2010: 65/66). Schneider, Ruppenthal und Lück dagegen sprechen davon, dass einige sogar eine Verbesserung der Partnerschaftsqualität haben. Viele von diesen hätten dann aber auch ein anderes Partnerschaftskonzept (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 123/124). Ducki mildert seine Aussagen allerdings auch noch ab, in dem er schreibt, dass sich die Mobilität nicht negativ auswirken muss, da andere Faktoren, wie z.B. eine gute Partnerschaft, dies abfedern könnten (Ducki, 2010: 66).

Aus der Mobilitätsforschung geht hervor, dass es eine eher traditionelle Rollenteilung gibt, bzw. dass es zu einer *Re-Traditionalisierung*²⁵ kommt (Peukert, 2012: 550, Limmer, 2010; Rüger/Becker, 2011: 384/385; Jurczyk et al, 2009a: 226). Diese bedeutet, dass der beruflich mobile Vater von seiner Frau weitestgehend von Haushalt und Kindern entlastet wird (Schier 2010a: 131/132). Die mobilen Mütter dagegen sind meist nicht von ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter befreit²⁶ (Limmer, 2005: 110; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 272-275 + 314; Rüger/Becker, 2011: 384/385). Dies kann zu einer Doppelbelastung der Frau führen²⁷ (Jurczyk et al, 2009a: 133). Aber auch bei den meisten nicht-mobilen Familien liegt die Hauptverantwortung für Familie und Haushalt bei den Frauen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 318). An den Wochenenden beteiligen sich viele Männer dann aber vermehrt an der Hausarbeit und der Kindererziehung (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 327), was daran liegt, dass sie sich unter der Woche, auf Grund der Abwesenheit, nicht einbringen können. Viele Väter fühlen sich wenn sie nach Hause kommen, als Gast im eigenen Heim (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 151; Peukert, 2012: 539).

Die mütterliche Mobilität kann aber auch dazu beitragen, dass der Vater mehr Verantwortung für die Kinder übernimmt, mehr an ihrem täglichen Leben teilnimmt und eine größere emotionale Beziehung zu ihnen aufbaut. Dies trägt zu einer Rollenvielfalt bei (Schreyögg, 2013: 109; Jurczyk et al, 2009a: 211). Bei anderen ist dies nicht der Fall, und die Mütter beurteilen die väterliche Beteiligung als negativ (Meil, 2010: 230/231) bzw., die Väter zeigen nicht mehr Engagement bei der Kindererziehung (Rüger/Becker, 2011: 387). Dann kann es zu einer zusätzlichen Belastung oder einer Überlastung der Mütter kommen (Meil, 2010: 230/231).

²⁵ Allerdings kommt es nicht nur hier zu einer Re-Traditionalisierung. Auch in anderen Familien kommt es dazu z.B. bei der Geburt des 1. Kindes (Henry-Huthmacher, 2008: 9; BMFSFJ, 2012b: 64; Rüger/Becker, 2011: 388 Becker-Stoll, 2014: 284).

²⁶ Schier hat festgestellt, dass wenn die Mutter beruflich mobil ist, die Aufgabe der Kinderbetreuung oft an Ersatzkräfte abgegeben wird (z.B. an Verwandte, oft andere Frauen), da der Vater meist selber stark beruflich eingespannt ist (Schier, 2010a: 136). Viele Väter übernehmen trotzdem Teile der Hausarbeit und der Kinderbetreuung. Die Frauen können so Verantwortung abgeben und könnten an Eigenzeit, Unabhängigkeit und Selbstvertrauen gewinnen. Väter könnten dadurch ihre Beziehung zu den Kindern intensivieren, da sie ihre Zeit bewusst mit ihnen gestalten (Schier, 2010a: 138). Wenn die Männer über einen längeren Zeitraum nicht anwesend sind, käme es auch oft dazu, dass die Frauen Verantwortung in allen Bereichen (auch eher männliche Domänen) übernehmen würden und sich die Männer dadurch entwertet fühlen würden (Schier, 2010a: 137). Ähnliches haben auch Zvonkovic et al. bei ihrer Untersuchung von Seefahrern festgestellt. Auch hier übernehmen die Frauen klassische Männeraufgaben, die sie z.T. auch beibehalten, wenn der Mann wieder da ist. Sie bereiten auch intensiv die Ankunft des Mannes vor, damit es viel Zeit gibt wenn er wieder da ist und keine anderen Aufgaben erledigt werden müssen. Für viele Frauen bedeutet die Abwesenheit des Mannes, dass sie mehr Zeit für sich hat, da sie sich nicht um den Partner kümmern muss. Manche Frauen würden sich ebenso wie der Mann Unterstützung bei anderen suchen (Zvonkovic et al., 2005: 416).

²⁷ In LAT- Beziehungen ist das etwas anders, da jeder weiterhin für seinen Haushalt verantwortlich ist. Der Arbeitshaushalt der Shuttles wird auch von ihnen selber gestaltet. Varimobile haben keinen anderen Haushalt, um den sie sich kümmern müssen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 315/316)

Bei einigen mobilen Vätern ist zudem zu beobachten, dass sie sich während ihrer Anwesenheit besonders stark um ihre Kinder kümmern, und es deshalb zu engeren Bindungen zu diesen kommt als bei nicht-mobilen. Die fehlende Quantität der Zeit, wird durch eine höhere Qualität ausgeglichen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 440; Schier, 2010a: 136; Jurczyk et al, 2009a: 211+154)²⁸.

Laut der Job Mob Studie haben Shuttles ein größeres Risiko, Probleme mit ihren Kindern zu bekommen. Viele machen sich größere Sorgen um sie (als es z.B. Fernpendler tun, die jeden Abend nach Hause kommen, aber auch lange Zeit des Tages nicht zu Hause sind) (Rüger, 2010: 9/10; Schneider/Rüger/Münster, 2009: 404). Die Mobilen sehen, dass sie durch die häufige Abwesenheit, nur eine geringe Beteiligung an der Erziehung haben (Rüger, 2010: 10). Trotzdem hat dies nur wenig Einfluss auf die Zufriedenheit mit der Beziehung zu den Kindern (Schneider/Rüger/Münster, 2009: 405).

Schneider, Limmer und Ruckdeschel betonen, dass besonders Shuttles und Varimobile mit Kindern unter drei negative Auswirkungen haben (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 142). Dies liegt insbesondere daran, dass viele Familien unter Zeitdruck stehen und zu wenig Zeit für die Kinder haben (Schneider/Rüger/Münster, 2009: 405). So fehlen Ressourcen, die für die Mobilität verbraucht werden (Schneider, 2014: 208). Für Schneider, Limmer und Ruckdeschel sind Shuttles neben den Fernpendlern die Verlierer bezüglich Partnerschaft und Familie (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 436).

Die Auswirkungen auf die Familie sind allerdings nicht in einem einfachen, kausalen Zusammenhang zu sehen, sondern diese sind von vielen Faktoren abhängig (z.B. die Arbeit selber, die Familie selber, etc.), so dass es meist schwierig ist, die eigentliche Ursache zu erkennen (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 116; Ducki 2010: 63). Viele dieser beschriebenen Auswirkungen sind auch in nicht-mobilen Familien anzutreffen. Trotzdem ist all dies wichtig dafür, wie das *Doing Family* gestaltet werden kann.

2.6 Multilokalität und Familie

Da es hier um das multilokale Wohnen von Familien geht, muss an dieser Stelle geklärt werden, mit welchem Familienbegriff gearbeitet werden, und im Anschluss daran, um welche Familienformen es gehen soll. Es geht hierbei nicht um eine umfassende Definition des Familienbegriffes, sondern um das Herausstellen von wesentlichen Merkmalen, die auch für die weitere Arbeit wichtig sind.

²⁸ Es gibt allerdings kaum Studien darüber, wie die Vaterschaft in Abwesenheit praktiziert wird (Schier 2010a: 136).

2.6.1 Charakteristika von Familien

Familie ist meist eine auf Dauer angelegte intime Gemeinschaft (Schneewind, 2010: 24) von verwandten oder miteinander verschwägerten Personen. In dieser spielen starke Bindungen, Liebe, Nähe, Fürsorge und Solidarität eine wichtige Rolle. Sie ist meist der erste Ort, an dem Kinder Liebe, Vertrauen und Geborgenheit erfahren. In der Familie werden unterschiedliche Generationen miteinander verbunden (Hofer, 2002: 6). Für die meisten Kinder in der deutschen Gesellschaft ist sie der erste und wichtigste Ort des Aufwachsens und der Bildung. Hier werden Weichen für die Herausbildung der eigenen Identität gestellt (Jurczyk/Klinkhardt, 2014: 8). Dabei leistet die Familie auch wichtige Aufgaben für die Gesellschaft (z.B. Care-Aufgaben, Fürsorge, Bildung, Sozialisation der Kinder) (Jurczyk/Klinkhardt, 2014: 13; Nave-Herz, 2009: 15). Deshalb ist es wichtig, dass eine Familie diese Aufgaben erfüllen kann.

Damit diese Gemeinschaft gut funktioniert, muss sie im Rahmen des *Doing Family* von den Familienmitgliedern immer wieder neu hergestellt werden (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014). Dabei spielt es keine Rolle, ob die Familienmitglieder an einem Ort zusammen leben und einen gemeinsamen Haushalt führen oder ob sie in getrennten Haushalten leben (Jurczyk/Henning, 2014: 20/21). Dies bedeutet, dass Familien sehr unterschiedlich gestaltet sein können. Die konkrete Gestaltung hat Auswirkungen auf das *Doing Family*. Deshalb muss im Folgenden der Begriff multilokale Familie definiert werden, mit dem dann weiter gearbeitet werden kann.

2.6.2 Familienformen

Um herauszuarbeiten, um welche Familienformen es gehen soll, werden Unterscheidungskriterien von Nave-Herz herangezogen. Sie unterscheidet Familien an Hand von fünf Differenzierungsmerkmalen (Nave-Herz, 2004: 33/34).

1. Familienbildungsprozess (z.B. Elternschaft, Adoption, Stieffamilien, Pflegefamilien)
2. Zahl der Generationen (Zwei-Generationsfamilien, Mehrgenerationsfamilien etc.)
3. Rollenbesetzung (Zwei-Elternfamilie, Einelternfamilie, Polygame Familien)
4. Nach Wohnsitz (neolokale Familien, patrilokale Familien, matrilocale Familien, bilokale Familien (z.B. LAT, Commuter/Shuttles, Trennungs- und Scheidungsfamilien))
5. Erwerbstätigkeit der Elternteile (Nave-Herz, 2004: 33/34).

Zu 1.: Bei dem Familienbildungsprozess sollen nur Familien betrachtet werden, die auf Grund von biologischer Elternschaft oder Adoption entstanden sind. Bei den anderen Familien ist damit zu rechnen, dass es zu anderen Herausforderungen bei dem *Doing Family* kommt, so dass es schwer wird zu unterscheiden, woher diese kommen.

Zu 2.: Es werden hier nur Familien betrachtet, die aus zwei Generationen bestehen. Familien die nur aus einem Paar bestehen werden nicht mit einbezogen. Ebenso sollen auch nicht die multilokalen Mehrgenerationenfamilien betrachtet werden.

Zu 3.: Hier sollen nur Familien mit zwei Elternteilen betrachtet werden. Es kommt hierbei darauf an, dass es auch eine Paarbeziehung gibt und sich diese auch als ein zusammengehöriges Paar bezeichnen. Darunter wird hier eine exklusive, auf Dauer angelegte Beziehung verstanden, die auch meist mit Vertrauen, Liebe und sexuellen Interaktionen einhergeht (Huinink/Konzietzka, 2007: 30/31).

Zu 4.: Bei dem Wohnsitz der Familie werden nur die betrachtet, die über mindestens zwei Wohnsitze verfügen. Dabei soll es zu einer regelmäßigen Trennung über Nacht kommen.

Zu 5.: Hier wird keine Differenzierung vorgenommen, obwohl davon auszugehen ist, dass bei vielen Paaren beide berufstätig sind.

Aus dem Vorangegangenen geht hervor, dass es in dieser Untersuchung nur Paare mit einbezogen werden, die weiterhin eine Paarbeziehung führen und gemeinsame minderjährige Kinder haben, um die sie sich kümmern müssen. Dabei lebt diese Familie multilokal und aus diesem multilokalen Wohnen geht zumindest eine regelmäßige Trennung der Familie über Nacht einher. Diese Definition schließt die Formen der LATs, Shuttles und der Varimobilen mit ein. Nicht einbezogen werden sollen dagegen transnationale Familien (die ganze Familie soll in Deutschland leben) oder multilokale Familien nach Scheidungen. Aus beiden können durchaus Vergleiche gezogen werden. Allerdings gibt es erhebliche Unterschiede, die es schwer machen, die unterschiedlichen Fälle zu vergleichen. Bei transnationalen Familien kann als zusätzliches Problem dazu kommen, dass die Entfernung zwischen den Wohnorten so groß ist, dass ein regelmäßiges Pendeln kaum möglich ist. Bei manchen kommt erschwerend hinzu, dass der Aufenthalt in dem einen Land illegal ist (Ducki, 2010: 62²⁹), so dass es fast unmöglich ist, einen direkten Kontakt zu haben. Dieses regelmäßige Pendeln zwischen den Wohnstandorten in den unterschiedlichen Ländern beeinflusst aber im erheblichen Maß, wie das *Doing Family* gestaltet werden kann.

Bei den multilokalen Familien, die auf Grund von Scheidungen entstanden sind, muss beachtet werden, dass es keine Paarbeziehung mehr gibt und dieser Umstand sich in einem großen Maß auf das *Doing Family* auswirkt, da es keine gemeinsame Familie von Kindern und beiden Elternteilen mehr gibt. Es kann auch zu Loyalitätskonflikten zwischen Kindern und Eltern kommen (Schier, 2014: 11). Allerdings müssen die hier betrachteten Familien die Be-

²⁹ Ducki betont aber dass erst einmal keinen Unterschied macht, ob das Pendeln über Landesgrenzen oder Stadt- oder Gemeindegrenzen erfolgt (Ducki, 2010: 62)

ziehungen zwischen abwesenden Elternteil und Kind aufrechterhalten, was Scheidungsfamilien so nicht müssen. „Der Unterschied gründet vielmehr in den Bemühungen der Partnerin/des Partners, ihn in seiner Beziehung zum Kind zu unterstützen, wenn er anwesend ist und ihn dem Kind gegenüber positiv zu repräsentieren, wenn er abwesend ist“ (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 335/336).

3. Das Praxeologische Konzept des *Doing Family*

Das praxeologische Konzept des *Doing Family* stellt einen anderen Blick auf die Familie dar. Es geht davon aus, dass es kein „natürliches“ Familienhandeln gibt und Familie keine selbstverständliche Ressource ist. „Familie ist eine zunehmend notwendige, sich nicht von selbst ergebende aktive, praktische Leistung der Integration zu einem mehr oder weniger gemeinsamen, mehr oder weniger gelingenden Lebenszusammenhang“ (Jurczyk, 2014b: 67).

Die grundlegende Botschaft des Konzeptes des *Doing Family* ist, dass davon ausgegangen wird, dass Familie immer wieder aktiv neu hergestellt werden muss. Es untersucht die Praktiken, wie dies in Familien geschieht und wie die persönlichen Beziehungen hergestellt und gestaltet werden. Dabei liegt der Fokus auf der Gestaltung. Es soll nicht beurteilt werden, ob die Familien dies gut machen. Die Ausgangslage ist, dass das Familienhandeln nicht für alle das Gleiche bedeutet (Jurczyk et al, 2009b: II), sondern jede Familie ihr eigenes *Doing Family* gestalten muss. Der Schwerpunkt des Konzeptes ist auf das praktische Tun gerichtet (*practical turn*). Zudem hat es eine Multiakteurperspektive, bei der davon ausgegangen wird, dass jedes Mitglied der Familie an diesem Prozess teilnimmt. Es werden alle verschiedenen Konstellationen und Akteure einer Familie (Dyaden, Triaden oder einzelne Akteure etc.) mit einbezogen und betrachtet (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 12/13).

Der Begriff des *Doing Family* ist ein eingängiger Begriff, der jedoch oft unspezifisch genutzt wird. Die eigentliche Betonung liegt auf dem Akteur-Status der Familie und deren Mitgliedern, die den Herstellungsprozess leisten müssen (Jurczyk et al, 2009b: I; Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 11). Das *Doing Family* geht dabei auf das Konzept des „*Doing Gender*“ zurück (Jurczyk, 2014b: 65), welches die „...Konstruktionsprozesse von Geschlecht in sozial und institutionell gerahmten Interaktionen hervorhebt“ (Jurczyk et al, 2009b: I) und davon ausgeht, dass das soziale Geschlecht, keine naturgegebene Kategorie ist, sondern immer wieder neu hergestellt werden muss (Jurczyk et al, 2009b: I).

Das gelingende Herstellen von Familie ist die Voraussetzung dafür, dass diese ihre gesellschaftlichen Aufgaben erfüllen kann. Dabei bedeutet Gelingen nicht, dass gesellschaftlich erwartete Normen erfüllt werden, sondern ob die Familienmitglieder dieses subjektiv als gelungen empfinden (Jurczyk, 2014a: 134). So kann die Bewertung des Gelingens, von der Gesellschaft und den Familien, sehr unterschiedlich ausfallen. Da Familien gesellschaftliche Aufga-

ben erfüllen sollen, müssten auch die Gesellschaft, Politik, Arbeitgeber etc. Rahmenbedingungen schaffen, die Familien dabei unterstützen, ein gutes *Doing Family* zu praktizieren (Jurczyk, 2014a: 135).

„Familie verändert sich aufgrund gesellschaftlichen Wandels von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend anspruchsvollen Aktivität von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen, die in Familien leben bzw. leben wollen. Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einem auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biografischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („*Doing Family*“)" (Schier/Jurczyk 2007: 10).

Das Herstellen von Familie ist nichts Neues, sondern musste schon immer erbracht werden. Die Familie hat heute allerdings ihre nicht hinterfragte Selbstverständlichkeit verloren (Jurczyk, 2014b: 52; Rerrich, 2014: 310). Die Gestaltung des *Doing Family* muss auf den gesellschaftlichen Wandel (z.B. doppelte Entgrenzung³⁰, Entstrukturierungen (z.B. der Arbeit oder der Familie), steigende Ansprüche an die Familie)³¹ reagieren und diese kompensieren (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 8). Das *Doing Family* wird durch diese Bedingungen teilweise erschwert und die Familie immer mehr gefordert. Dieses liegt auch daran, dass viele Rahmenbedingungen (z.B. Vereinbarkeit von Familie und Beruf) nicht mehr zusammenpassen (Rerrich, 2014: 311).

3.1 Theoretischer Hintergrund des *Doing Family* Konzeptes

Das Konzept des *Doing Family* geht auf die Konzepte der alltäglichen und familiären Lebensführung zurück und steht auch den praxeologischen Ansätzen nah (Jurczyk, 2014b: 65; Jurczyk et al, 2009b: II). Praxeologische Konzepte haben einen Bezug zu den Handlungstheorien, welche beschreiben, wie Handlungen vollzogen werden (Jurczyk, 2014b: 65). Dabei setzen sie sich von einer rein funktionalen Sichtweise ab (Jurczyk et al, 2009b: II). Das *Doing Family* steht auch in Anlehnung an den Sozialkonstruktivismus, insbesondere den ethnomethodologischen Ansatz des o.g. „*Doing Gender*“ (Jurczyk, 2014b: 65).

Dagegen grenzt es sich von den folgenden Konzepten ab, die hier aber nicht näher beschrieben werden sollen:

1. Systemtheorie/Strukturfunktionalismus

³⁰ Entgrenzung beschreibt die zunehmende Brüchigkeit von bis dahin für sicher gehaltener struktureller Abgrenzungen und Begrenzungen von Seiten der Gesellschaft zum persönlichen Leben (Jurczyk, 2013: 6). Dies hat handlungspraktische Folgen, da Handeln im gewissen Sinne immer begrenzende und schützende Strukturen braucht, entsteht die Notwendigkeit, selbständig Grenzen zu ziehen (*doing boundary*) (Jurczyk et al., 2009a: 62). Dies bedeutet, dass erkannt wird, wo Grenzen gezogen werden können und wo nicht und wie diese Grenzen aussehen können (Jurczyk et al., 2009a: 181/182).

³¹ Bei dem gesellschaftlichen Wandel treffen die entgrenzten Arbeitsbedingungen (z.B. Pluralisierung der Beschäftigungsformen, geänderte Arbeitszeiten, Erwerbsarbeit wird zeitlich flexibler, Loslösung von Arbeitsorten, Erwerbsarbeit wird subjektiver und intensiver, Unsicherheiten im Erwerbsleben, mehr Frauen auf dem Arbeitsmarkt) auf entgrenzte Strukturen in der Familie (wie: Pluralisierung der Lebensformen, haushaltsübergreifende multilokale Netzwerke, höhere Komplexität und Dynamik in Familienverläufen, mehr Aushandlungsfamilien, Entdifferenzierung institutioneller Arbeitsteilung, Veränderung in der Dimension Geschlecht) (Hilti 2013: 2013).

2. Einstellung- und Werteforschung
3. Interpretative phänomenologische Ansichten
4. Rational choice Theorien
5. Morphologische Konzepte
6. Vereinbarkeitskonzepte
7. Zeitbudgetkonzepte

Mit dem Konzept des *Doing Family* werden meist Familien betrachtet, welche von der Norm abweichen. Man erhofft sich neue Erkenntnisse über diese Familien zu gewinnen (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 24). Deshalb ist es dafür geeignet, die spezielle Situation von multilokal wohnenden Familien zu betrachten.

3.2 Verwandte Konzepte

Wie bereits angesprochen steht das Konzept der Familie als Herstellungsleistung, bzw. das *Doing Family* steht in einem engen Zusammenhang mit anderen Konzepten bzw. ging aus diesen hervor. Zum besseren Verständnis sollen diese näher beschrieben werden.

3.2.1 Konzept der alltäglichen Lebensführung

Als das Wichtigste muss das Konzept der alltäglichen Lebensführung thematisiert werden. Dieses betrachtet die individuelle Gestaltung des Alltags von Menschen.

„Unter alltäglicher Lebensführung verstehen wir das ganz konkrete alltägliche Tun in den unterschiedlichen Lebensbereichen und die Methoden, wie es organisiert wird. Die alltägliche Lebensführung ist eine aktive Leistung von Personen, die den Zweck hat, die verschiedenen Tätigkeiten zu einem kohärenten und konsistenten Ganzen zusammenzufügen. Dazu gehört es äußere Anforderungen mit den eigenen Interessen in einer Art und Weise zu vereinbaren, daß (sic!) das tägliche Leben „läuft“ und „weiterläuft““. (Jurczyk/Rerrich 1993b: 19).

Es geht u.a. um folgende Fragen: Welche Anforderungen sind zu erledigen? Wie werden diese Anforderungen erledigt? Wann werden sie erledigt? Mit wem werden sie erledigt? Warum wird dies so erledigt und nicht anders? Zu welchem Zweck wird es gemacht und welche Rahmenbedingungen und Grundlagen gibt es für die Erledigung? (Kudera, 1995: 56/57). Dabei werden besonders die Strategien und Methoden, die ein Mensch dabei anwendet, betrachtet. Die entscheidende Frage ist, wie die unterschiedlichen Aufgaben in den Alltag integriert und aufeinander abgestimmt werden (Jurczyk/Rerrich, 1993b: 11; Jürgens, 2005: 38). Bei der alltäglichen Lebensführung soll das ganze Tätigkeitsspektrum eines Menschen berücksichtigt werden, wie z.B. Arbeit, Familie, Freizeit, Wegezeiten, Einkaufen und Haushalt. Dabei ist es wichtig, möglichst viele Bedürfnisse zu befriedigen (Jurczyk/Rerrich, 1993b: 23). Die verschiedenen Anforderungen können durchaus widersprüchlich sein, so dass es schwierig ist, alle zu integrieren. Die Strukturierung des Alltags sollte so flexibel sein, dass auf veränderte

Anforderungen (z.B. aus der Arbeitswelt) (Jurczyk/Lange/Szymenderski, 2005: 13) reagiert werden kann (Jurczyk/Rerrich, 1993b: 24). Diese hochkomplexe Aufgabe muss von den Individuen immer wieder neu geleistet werden (Jurczyk/Rerrich, 1993b: 25; Jürgens, 2005: 38; Voß/Wehrich, 2001b: 10/11).

3.2.2 Konzept der familiären Lebensführung

Als zweites wichtiges Konzept ist die familiäre Lebensführung zu nennen. In dieser werden die einzelnen individuellen Lebensführungen zu einer gemeinsamen verschränkt (Jurczyk et al, 2009a: 69). Auch hier stellen sich die Fragen wer macht was, wie und warum (Rerrich, 1993: 325).

Während der Fokus des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung eine individuelle Betrachtung ist, stellt die familiäre die Verschränkung der einzelnen individuellen, zu einer gemeinsamen dar (Jürgens, 2003: 76; Rerrich, 1993: 310). Jeder Mensch, der in einer Familie lebt, hat sowohl eine individuelle sowie eine familiäre Lebensführung (Jürgens, 2001: 37), die sich gegenseitig beeinflussen (Jürgens, 2001: 40). Dabei ist oft nicht leicht die unterschiedlichen Lebensführungen miteinander zu kombinieren, da sehr unterschiedliche Bedürfnisse berücksichtigt werden müssen (z.B. die von Kindern) (Jürgens, 2003: 76). Es ist deshalb eine sehr anspruchsvolle Tätigkeit (Rerrich, 1993: 311), da die Ausgestaltung für alle Familienmitglieder sinnvoll sein muss (Rerrich, 1993: 325). Diese Arbeit wird häufig von den Frauen einer Familie übernommen (z.B. Sorge- oder Hausarbeit), welche ihre eigene Lebensführung speziell der Familie anpassen (Rerrich, 1993: 314; Jurczyk/Lange/Szymenderski, 2005: 26).

Eine noch größere Herausforderung ist es, wenn beide Elternteile berufstätig sind, da noch mehr Anforderungen berücksichtigt werden müssen. Außerdem steht den Beteiligten weniger Zeit zur Verfügung (Rerrich, 1993: 325; Jürgens, 2005: 39). Deshalb ist es für sie besonders wichtig, genügend gemeinsame Zeit an einem Ort zu organisieren (Jürgens 2001: 45).

Gesellschaftlich werden die Leistungen die eine Familie hier erbringt, als selbstverständlich hingenommen. Es findet wenig Beachtung, dass die Familie dazu Ressourcen benötigt. Ohne Unterstützung bei diesem Gestaltungsprozess kann es zu einer Überforderung der Familie kommen (Jurczyk/Lange/Szymenderski 2005: 26).

3.3 Die Gestaltungsaufgaben des *Doing Family*

Bei dem *Doing Family* müssen im Wesentlichen drei Gestaltungsleistungen erbracht werden. Diese sind fein aufeinander abgestimmte Interaktionsprozesse, die alle Familienmitglieder zusammen erbringen müssen. Dabei beteiligen sich die einzelnen Mitglieder sehr unterschiedlich und tragen je nach den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten dazu bei. Oft sind es

die Frauen, welche am meisten in diesen Bereichen leisten (Schier, 2009b: 56). Männer müssen es meist nicht selbständig gestalten, sondern nehmen „*nur*“ daran teil (Jurczyk et al, 2009a: 245). Die drei Gestaltungsaufgaben dabei sind:

1. Das Vereinbarkeits- und Balancemanagement (Alltagsmanagement): Die Lebenswelten (z.B. Arbeit, Schule, Freizeit) jedes einzelnen Familienmitglieds müssen aufeinander abgestimmt und zu einer gemeinsamen Lebensführung verschränkt werden, damit ein gemeinsamer Alltag machbar wird (Jurczyk, 2014b: 61). Dazu gehören gemeinsame kopräsente Zeiten (Jurczyk et al, 2009b: 56). Dies ist oft schwer, da alle Familienmitglieder in unterschiedliche Raum-Zeit-Pfade eingebunden sind (Schier, 2009a: 22). Diese Aufgabe erfordert hohe Voraussetzungen (Jurczyk, 2014b: 52).
2. Konstruktion von Gemeinsamkeit und familiärer Verbundenheit: „*Gemeint ist damit, dass Familie in Interaktionen, im gemeinsamen Tun, im sich aufeinander Beziehen, in der Darstellung nach außen fortlaufend sozial, sinnhaft und symbolisch neu (re)konstruiert wird*“ (Schier, 2009b: 56). Dies stärkt insbesondere das *Wir-Gefühl* (als Familie). Es soll zudem die familiäre Intimität und soziale Bindungen herstellen. Es stärkt die Identitätskonstruktion, als Familie zusammenzugehören (Jurczyk, 2014b: 128). Die Familie soll sich dadurch als gemeinschaftlich Ganzes erfahren (Schier, 2009a: 22).
3. *Displaying Family*: Dies spielt für die Familienidentität eine große Rolle. Dazu gehören die Fragen: Wer gehört dazu – wer nicht, wer sind wir als Familie? (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 22/23). Es ist eine Gestaltungsaufgabe die sich nach außen richtet. Sie ist besonders für Familien wichtig, die nicht der Norm entsprechen, da sie sich dadurch als Familie abgrenzen und definieren können (Jurczyk, 2014b: 62).

Zur Erfüllung dieser Aufgaben, braucht es ein Minimum an planbaren, stabilen und verlässlichen Rahmenbedingungen sowie gemeinsamer Präsenzzeit. Dazu muss vieles ausgehandelt werden: Wer macht was? Wann wird es gemacht? Wie wird es gemacht? Wenn die Gestaltungsleistungen nicht zur Zufriedenheit aller Beteiligten erbracht werden, kann es zu zusätzlichen Konflikten kommen (Jurczyk et al, 2009a: 257). Daraus wird auch ersichtlich, dass der Prozess des *Doing Family* nicht immer selbstverständlich ist. Er kann sehr anstrengend sein und zum Zerschlagen der Familie führen. Zudem sind viele Eltern jetzt schon belastungsmäßig am Limit, wodurch das *Doing Family* zusätzlich erschwert wird (Jurczyk et al, 2009a: 329).

Viele Gestaltungsaufgaben des *Doing Family* werden nicht bewusst, intentional und zielgerichtet erbracht, sondern finden eher unbewusst statt. Sie sind eingebettet in ein vielfältiges (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 11), oft vermischtes oder beiläufiges Tun, das oft nebeneinander passiert (Jurczyk, 2014b: 63). So finden viele Gespräche, die zum Aufbau und Erhalt

einer Beziehung beitragen, nicht geplant statt, sondern sie ergeben sich quasi nebenher, während z.B. das Kind zum Sport gebracht oder das Essen zubereitet wird (Schier, 2009b: 56).

Eine wichtige Aufgabe innerhalb einer Familie ist die der Kinderbetreuung. Hier muss besonders geregelt werden wer sich um die Kinder kümmert (Jurczyk et al, 2009a: 273). *Doing Family* ist dabei nicht gleichzusetzen mit der Care-Arbeit. Allerdings können sie miteinander einhergehen, da diese Versorgungstätigkeiten die Gelegenheit bieten können, sich auf der Identitätsebene als Familie zu fühlen (Jurczyk et al, 2009a: 216). So kann auch die Gestaltung von Fürsorgebeziehungen zum *Doing Family* gehören (Jurczyk/Lange/Thiessen, 2014b: 10).

3.4 Herausforderungen des *Doing Family* bei multilokal wohnenden Familien

Nicht nur multilokale Familien müssen gestalten, wie sie als Familie leben wollen. Dieses muss von allen Familien geleistet werden. Das Besondere bei diesen ist das „*Doing multilocal family*“ (Schier, 2014: 12), welches den speziellen Bedingungen angepasst werden muss, die durch multilokale Lebensweise entstehen. Denn: „*Multilokalität wirkt als raum-zeitlich strukturierter und strukturierender Rahmen der Lebensführung*“ (Schier, 2010a: 127). Es entstehen dadurch neue Anforderungen z.B. an die Gestaltung von Nähe und Intimität, die Gestaltung der Paarbeziehung, dem Umgang mit An- und Abwesenheiten. Dies sind alles wichtige Elemente der Gestaltungsleistungen (Schier, 2010a: 127; Schneider/Ruppenthal/Lück 2009: 123).

Das multilokale Wohnen über mehrere Haushalte verändert ein zentrales Element des Zusammenlebens. Die Familien leben nicht mehr permanent an einen Wohnort zusammen. Das Wohnen unter einem Dach ist seit der Einführung des bürgerlichen Familienideals ein zentraler Punkt des Familienlebens (Schier, 2010a: 137; Schneider, 2004: 23), und die meisten Familien leben immer noch so (Bertram/Bertram, 2009: 17).

Durch diese Wohnform wird die Norm erheblich beeinflusst (Schier, 2010a: 137), denn zumindest ein Familienmitglied hält sich regelmäßig über Nacht nicht in der Wohnung auf, sondern schläft woanders. Die traditionelle Einheit von Familie, Haushalt und Wohnen wird dadurch in Frage gestellt (Bathmann/Cornelißen/Müller, 2013: 187), obwohl die Familie weiterhin durch intime Beziehungen miteinander verbunden ist (Schinkel, 2013: 100).

Das Problem bei der Trennung der Familie ist, dass das Zusammenleben meist an konkreten Orten stattfindet. Dieser gemeinsame Ortsbezug und Lebensmittelpunkt ist ein Kernverständnis von Familie und gibt dieser eine Kontinuität (Schinkel, 2013: 10). Für die Familie ist dies meist die Behausung, in der sie gemeinsam lebt (Schinkel, 2013: 9). Das familiäre Zusammenleben wird räumlich und zeitlich durch die An- und Abwesenheit der multilokalen Person modifiziert und strukturiert (Sturm/Weiske, 2009: II; Hilti, 2013: 17) und so erheblich

beeinflusst. Die Familie verfügt über eine wechselnde Anzahl an Familienmitgliedern. Das Verhältnis von Nähe und Distanz zwischen den Einzelnen muss deshalb immer wieder neu hergestellt werden. Dies betrifft auch monolokal lebende Familien. Es ist jedoch entscheidender unter multilokalen Bedingungen, da das Verhältnis hier schwerer herzustellen ist (Widmer/Bodenmann, 2008: 171).

Als weiterer Faktor kann hinzukommen, dass sich der aktiv multilokal Lebende an mehreren Orten heimisch und verbunden fühlt und es dadurch zu plurilokalen sozialen Verflechtungen kommt (Schier/Schlinzing/Montanari, 2015: 427; Steinbrink/Peth, 2014: 33). Dieses führt zu unterschiedlichen Verankerungen an den jeweiligen Wohnorten, denn jeder Ort ist mit bestimmten Gefühlen und Handlungen verknüpft, die manchmal nur dort erfüllt werden können (Duchêne-Lacroix, 2015: 234). So kann es dazu kommen, dass der multilokale Partner immer wieder ein „*Doing Home*“ betreiben muss, um sich weiterhin am Familienwohnsitz heimisch zu fühlen (Schinkel, 2013: 70). Auch das muss aktiv betrieben werden (Steinbrink/Peth, 2014: 33).

Den multilokalen Familien fehlt oft gemeinsame Zeit am selben Ort, die einfach auch einmal nebeneinander verbracht werden kann (Jurczyk et al, 2009a: 330/331). Diese Zeiten der Kopräsenz sind ein wesentlicher Teil des *Doing Family*. Viele leibliche und emotionale Bedürfnisse können nur dann befriedigt werden, wenn sich die Handelnden an einem gemeinsamen Ort aufhalten. Außerdem dulden einiger dieser Bedürfnisse keinen Aufschub, sondern müssen sofort befriedigt werden (Jurczyk, 2010: 240; Schier, 2010b: 108). Dies betrifft z.B. eine volle Windel, genauso wie den Trost nach einem Sturz.

Aus diesen Punkten ergibt sich eine Vielzahl von Herausforderungen, die von der Familie gemeistert und durch individuelle Handlungsmuster gelöst werden müssen. Diese Strategien müssen an die spezielle Familiensituation angepasst werden. Die Bewältigung kann nur gelingen, wenn die Familie zusammen arbeitet (Jurczyk et al, 2009a: 286) und ausreichend Zeit hat (Jurczyk et al, 2009a: 216/217).

Es darf allerdings nicht vernachlässigt werden, dass auch Mitglieder von monolokalen Familien längere Zeiten des Tages abwesend sind (Bertram, 2002: 521). Auch diese müssen mit der wechselnden Präsenz Einzelner und ein Mangel an Kopräsenz umgehen.

Im folgenden Kapitel soll näher darauf eingegangen werden, welche Herausforderungen beim *Doing Family* in multilokalen Familien hervortreten können und welche Ressourcen zur Bewältigung benötigt werden.

3.4.1 Multilokales Wohnen als Entwicklungsaufgabe

Wie alle Familien sind die multilokal Wohnenden unterschiedlichen Stressoren ausgesetzt und müssen dabei normative und nicht normative Entwicklungsaufgaben bewältigen (Widmer/Bodenmann, 2008: 169). Dieses ist wichtig, da Stress³² und andere Belastungen das *Doing Family* beeinflussen können. Zusätzlich kann das multilokale Wohnen als eine (bislang noch) nicht-normative Entwicklungsaufgabe bzw. eine kritische Lebenssituation betrachtet werden, die von den Familien neu gestaltet werden muss. Die Familienmitglieder müssen dazu vielleicht auch neue Handlungsfähigkeiten lernen (Widmer/Bodenmann 2008: 170; Schlör, 2012: 4; Lohaus/Vierhaus, 2013: 39). Die gute Bewältigung der Aufgabe kann zur positiven Entwicklung der Familie beitragen. Bei einer schlechten Bewältigung kann dies zu einer negativen Entwicklung beitragen, was wiederum Stress auslösen kann (Lohaus/Vierhaus, 2013: 39). Für ein gutes Gelingen ist u.a. die Paarqualität bzw. andere Beziehungen innerhalb der Familie wichtig, so dass im Kapitel 3.4.8 näher darauf eingegangen wird (Widmer/Bodenmann, 2008: 170).

Wenn die Familienmitglieder erschöpft sind, fällt es ihnen besonders schwer, die erwarteten Leistungen zu erbringen. Im gestiegenen Maße, wenn sie auf sich alleine gestellt sind und keine Unterstützung bekommen bzw. wenn die eigene Erholung leidet (Jurczyk et al, 2009a: 183). Viele Frauen sind oft überlastet, da sie es nicht schaffen, Aufgaben an andere abzugeben. Da sie wie oben beschrieben die meisten Aufgaben beim *Doing Family* übernehmen, fällt ihnen die Gestaltung schwieriger. Da den Männern nicht so viele Aufgaben zufallen, sind sie weniger belastet (Jurczyk et al, 2009a: 274).

3.4.2 Gestaltung von An- und Abwesenheit

In den multilokalen Familien spielt die An- bzw. Abwesenheit von Angehörigen eine große Rolle und ist deshalb eine sehr wichtige Gestaltungsaufgabe. Das Familienleben muss neu choreographiert werden, da zumindest einer oft abwesend ist. Dieses hat zwangsläufig Auswirkungen auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie die Partnerschaft und die Kinder (Schier et al, 2015: 444).

Während der Abwesenheitszeiten ist der am Familienwohnsitz bleibende Partner als Alleinerziehend zu betrachten. Der Abwesende kann Erziehungsaufgaben oder andere Aufgaben des *Doing Family* nur aus der Ferne, z.B. über moderne Kommunikationsmittel (siehe Kapitel

³² Dabei ist es wichtig, Stress von Belastung und Beanspruchung zu unterscheiden. Hier wird Stress als solches verstanden: Die Handelnden haben das Gefühl, dass ihre Fähigkeiten nicht dazu ausreichen mit den Anforderungen einer Situation umzugehen (Jurczyk et al., 2009a: 184; Lohaus/Vierhaus, 2013: 39). Dadurch fühlen sie sich als hilflos ausgeliefert. Stress wird dann oft auch als Bedrohung empfunden. (Bodenmann, 2004: 82/83; Jungbauer, 2009: 35). Auf eine weitere Definition wird hier aus Platzgründen verzichtet.

3.4.6), übernehmen. Der abwesende Partner bekommt kaum etwas vom Familienleben mit (Jurczyk et al, 2009a: 249). Beide sind in diesen Zeiten quasi Single und können den Alltag ohne Rücksicht auf den anderen gestalten. Der Abwesende muss nicht auf die Bedürfnisse der Kinder Rücksicht nehmen, dies muss nur der Anwesende.

Durch die Trennung der Lebenswelten verändert sich oft die Beziehung. Bei den Partnern kann es auf der negativen Seite z.B. zu Eifersucht und Misstrauen kommen (Schier, 2014: 15). Es kann sich aber auch positiv auswirken, da beide Partner mehr Freiräume bekommen. Auf der Eltern-Kind-Ebene kann sich die Beziehung verschlechtern, da ein Kind den regelmäßigen Kontakt zu beiden braucht (Jurczyk et al, 2009a: 134). Die An- und Abwesenheit eines Partners beeinflusst somit im Wesentlichen die Beziehungen zwischen den Beteiligten, wie im Kapitel 3.4.8 näher beschrieben wird.

Um den Wechsel von An- und Abwesenheit sowie die Distanz zu überbrücken, müssen die multilokal lebenden Partner ein gewisses Maß an Mobilität haben. Dieses braucht Zeit, Geld und Organisation (Schier, 2014: 14). Schon die mobile Lebensweise kann belasten und das Familienleben beeinflussen (siehe Kapitel: 2.5) (Schier et al, 2015: 444).

Aus dem oben Beschriebenen geht hervor, wie wichtig die Gestaltung der An- und Abwesenheit ist, da diese sich erheblich auf die Familienbeziehungen und das Familienleben auswirkt. Als ein wichtiges Element des *Doing Family* bei multilokalen Familien sollte genau betrachtet werden, wie Familien das praktizieren. Die Gestaltung unterscheidet sie auch von monolokal lebenden Familien. Diese haben meist mehr gemeinsame Präsenzzeit und müssen die An- und Abwesenheit nicht so stark organisieren.

3.4.3 Gestaltung von Nähe und Distanz

Eng in Verbindung mit der Gestaltung der Ab- und Anwesenheit, steht auch die Gestaltung von Nähe und Distanz. Dieses ist wichtig um einer Entfremdung entgegen zu wirken und trotz der Entfernung und der wenigen Kopräsenz eine Nähe aufrechtzuerhalten (Schneider/Lück, 2010: 1). Studien aus der Transmigration zeigen allerdings schon länger, dass eine große räumliche Distanz nicht zwangsläufig zu einem Intimitätsverlust führen muss, sondern dass die Intimität aufrecht erhalten werden kann (Zoll, 2007: 44; Parreñas, 2005: 317). Hier ist eine aktive Gestaltung erforderlich (Lutz, 2008: 130; Zoll, 2007: 186; Rohr, 2014: 104). Dabei muss in den Familien ausgehandelt werden, wie groß die Nähe und Distanz sein soll. Jede Familie hat ihr eigenes Maß dafür, was sie braucht. Für diejenigen, die eine große Nähe brauchen, kann es deshalb schwerer sein, multilokal zu leben (Rüger et al, 2014: 124/125). Weitere wichtige Fragen dabei sind: Wie kann eine vertrauensvolle Beziehung (zwischen den Partnern, aber auch zwischen Eltern und Kind) erhalten bleiben? Wie schaffen sie es, die Intimität

zu erhalten? Zudem ist die Gestaltung der Kopräsenz wichtig, da darüber das Verhältnis von Nähe und Distanz beeinflusst werden kann. Deshalb wird auf dieses Verhältnis in den Kapiteln 3.4.5 und 3.4.6 näher eingegangen.

3.4.4 Zeit in der Familie

Eine Grundvoraussetzung, damit in Familien emotionale Bindungen, Vertrauen und wechselseitige Fürsorge entstehen und aufrechterhalten werden können ist, dass es Zeit dafür gibt (Heitkötter et al, 2009a: 13; BMFSFJ, 2012a: XI; Peukert, 2012: 538). Jurczyk et al. stellen fest, dass durch die fehlende Zeit es multilokalen Familien schwerer fällt, in einem konfliktfreien und harmonischen Sozialraum zu leben (Jurczyk et al, 2009a: 202), denn:

„Gemeinsame Zeit ist die Grundbedingung des Familienlebens, für einen gelingenden Alltag und für stabile und liebevolle Bindungen der Familienmitglieder untereinander. Zeit als Voraussetzung für Verantwortung und Fürsorge füreinander, der Eltern für ihre Kinder, der Partner füreinander und der Erwachsenen für ihre Eltern. Familien brauchen verlässlich und flexibel Zeit, um sich durch Austausch, Zuwendung und Interaktion als Familie erfahren zu können“ (BMFSFJ, 2011: 75)

Für die kindlichen Entwicklungs- und Bildungsprozesse sowie die Paarqualität ist Zeit ein wichtiger Faktor (Jurczyk et al, 2009a: 328). Die Paare brauchen Zeit für ein „*Doing Couple*“ (Lenz 2014: 113). Familien benötigen Zeit für den Alltag (z.B. Hausarbeit, Kindererziehung, Berufstätigkeit, berufsbedingte Mobilität), da alles in zeitliche Strukturen eingebettet ist. Es ist wichtig, dass sie möglichst frei über ihre Zeit verfügen können (Heitkötter et al, 2009a: 14, Jurczyk, 2010: 239). Nur so ist es möglich, flexibel auf die Gegebenheiten zu reagieren (Jurczyk, 2010: 239). Sonst kann es schnell zu Stress oder Zeitknappheit führen (BMFSFJ, 2012a: 8).

So brauchen die Familien als Ganzes, jeder Einzelne und auch die familialen Subsysteme Zeit (Heitkötter, 2009: 418-422; Jurczyk, 2009: 37). Wie diese Zeit genutzt wird, ist wiederum Aushandlungsprozess zwischen den Familienmitgliedern und oft eine große Herausforderung (Lenz, 2009: 133). Zudem ändern sich auch die Zeitbedarfe von Kindern erheblich. Kleine Kinder sind auf viel mehr Zeit mit ihrer Familie angewiesen als größere (BMFSFJ, 2011: 79). Manche Familien (z.B. wenn beide Elternteile arbeitslos sind und deshalb viel zu Hause sind) haben ein zu Viel an gemeinsamer Zeit, und das kann ebenso belasten wie zu wenig (Jurczyk et al, 2009a: 143).

Auch in monolokalen Familien wird über einen Zeitmangel für Familie, Kinder oder Partnerschaft geklagt (Keddi/Zerle-Elsäßer, 2012: 225/226; Peukert, 2012: 539). 40% der Väter und 43% der Mütter minderjähriger Kindern beklagen diesen. Dies trifft verstärkt auf Doppelverdienerhaushalte zu (BMFSFJ, 2012a: 43). 85% der Mütter, die in Vollzeit arbeiten, klagen über Zeitprobleme (BMFSFJ, 2012b: 64). Bei ihnen ist besonders die Arbeit ein Zeittaktgeber und beeinflusst das Zeithandeln der gesamten Familie (BMFSFJ, 2012a: 68; BMFSFJ,

2011: 79). Besonders Frauen versuchen, die Auswirkungen der Arbeit auf die Familie abzufedern (Jurczyk et al, 2009a: 226)³³. Auch viele Kinder wünschen sich mehr Zeit mit den Eltern (Jurczyk, 2013: 10).

In monolokalen Familien finden unterschiedliche Strategien zur Zeitersparnis Anwendung. So werden bestimmte Tätigkeiten abgegeben (z.B. an Haushaltshilfen), um mehr Zeit für die Kinder und die Familie zu haben (Lenz, 2014: 120). Andere reduzieren die exklusive Paarzeit (Lenz, 2014: 119). Viele Frauen reduzieren auch die Zeit für sich selbst (Jurczyk et al, 2009a: 218), so dass manchmal ihre Selbstsorge zu kurz kommt. Dies kann wiederum zu Belastungen führen (Jurczyk, 2013: 9). Darunter können das *Doing Family* und die Gestaltung der Fürsorgebeziehungen leiden. Ein Teufelskreis entsteht, da Familie eine wichtige Ressource zur Selbstsorge und im Umgang mit Belastungen ist (Jurczyk et al, 2009a: 218/219).

Frauen brauchen mehr Zeit für die Familie, da meist sie es sind, die diese zusammen halten und immer wieder neu herstellen. Die Männer beteiligen sich oft nicht so aktiv (Jurczyk, et al. 2009a: 247/248; Peukert, 2012: 539). Den Frauen fällt diese Aufgabe umso schwerer, je mehr sie selber beruflich eingespannt sind. Sie haben deshalb oft eine Doppelbelastung (Jurczyk et al, 2009a: 282). Wenn die Mutter beruflich sehr eingespannt ist, kann es aber auch dazu kommen, dass der Vater mehr Sorgeleistungen übernimmt und sich mehr an der Elternschaft beteiligt. Dieses kann dann zu einer intensiveren Beziehung zum Kind und dem Gefühl von aktiver Vaterschaft führen (Jurczyk et al, 2009a: 249; Schier, 2010b: 109). So kann sich indirekt die knappe Zeit der Mutter, auf eine positive Vater-Kind Beziehung auswirken.

Gemeinsame Zeit ist somit die Voraussetzung für das Wohlbefinden von Familien und für die Leistung von Care-Arbeit. Es braucht Zeit zum Aufbau von Bindungen. Deshalb ist es wichtig zu betrachten, wie multilokale Familien mit der knappen Zeit umgehen und diese gestalten. Die praktische, psychische, soziale und emotionale Sorge braucht nicht nur Zeit, sondern auch Kopräsenz (Jurczyk, 2013: 3). Diese wird im nächsten Abschnitt beschrieben.

3.4.5 Gestaltung von Kopräsenz und Körperlichkeit

Durch die Ab- bzw. Anwesenheit eines Familienmitgliedes werden auch maßgeblich die kopräsenten Zeiten beeinflusst. Damit sind die Zeiten gemeint, die gemeinsam an einen Ort verbracht werden, (Jurczyk, 2010: 249) und auch als face-to-face-Kontakte bezeichnet werden (Schier, 2009a: 23). Diese werden u.a. in Eltern-Kind-Beziehungen (Jurczyk 2009: 57) und in Paarbeziehungen (Lenz, 2009: 53) gebraucht.

³³ Viele Kinder wünschen sich deshalb für ihre Eltern verlässliche Arbeitszeiten, die allerdings die Flexibilität bieten soll, bei Bedarf auf familiäre Bedürfnisse zu reagieren. Die Eltern sollen bei Bedarf erreichbar sein. Dabei wünschen sie sich Zeit mit und ohne die Eltern und dass es Beiläufigkeit in den Kontakten gibt. Sie wollen aber auch, dass ihre Eltern arbeiten (Jurczyk, 2013: 10).

Gemeinsame Kopräsenz ist eine wichtige (aber nicht die alleinige) Bedingung dafür, dass in Beziehungen Vertrauen hergestellt werden und die Beziehung immer wieder aktualisiert werden kann (Schinkel, 2013: 104)³⁴. Nur wenn es eine körperliche Nähe gibt, kann es auch eine lebendige Wir-Beziehung geben. Schinkel betont, dass Beziehungen, die auf körperliche Nähe³⁵ beruhen, nicht so schnell aufkündbar sind, wie Beziehungen, die nur über Distanz bestehen (Schinkel, 2013: 105). Auch Jurczyk et al. betonen, dass Familie Sorge, Vertrauen und Zugehörigkeit braucht. Um diese herstellen zu können, brauche es emotionsbasierte Fürsorge- und Interaktionsbeziehungen sowie gemeinsame räumliche und körperliche Anwesenheit (Jurczyk et al, 2009a: 118). Dabei gibt es kein festgelegtes Maß, wie viel Kopräsenz eine Familie braucht (Jurczyk, 2010: 250; Schier, 2009a: 23; Jurczyk et al, 2009a: 145).

Die Betrachtung des Körpers spielt bei der Kopräsenz eine wichtige Rolle, da alle Prozesse in den Körper eingebunden sind. Ein Körper ist im Raum und Zeit verankert, und nur dort kann er handeln (Giddens, 1988: 109). Das bedeutet auch, dass ein Mensch nur an einem Ort und nicht an mehreren gleichzeitig sein kann (Weichhart, 2015b: 61). Auch für psychische Prozesse ist der Körper von wichtiger Bedeutung (Tschacher/Storch, 2015: 119): Viele dieser Prozesse und Bedürfnisse sind auch an andere Körper gebunden (Jurczyk, 2014: 129). Damit diese befriedigt werden können, ist es wichtig, dass es eine direkte kopräsente Körperlichkeit gibt. Beziehungen zu Menschen, die sich nicht am selben Ort aufhalten, müssen mangels Kopräsenz anders gestaltet werden (Giddens, 1988: 90; Schier, 2010a: 131). Die neuen Medien oder andere Kommunikationsmittel können dabei helfen, Intimität auf Distanz herzustellen, ohne dass eine direkte Kopräsenz notwendig ist (Giddens, 1988: 120). Sie erlauben es somit, eine Distanzbeziehung aufrecht zu erhalten, und setzen voraus, dass es ein funktionierendes Transport- und Kommunikationswesen gibt (Urry, 2003: 169) (weiteres dazu unter: 3.4.6). Um starke familiäre Bindungen aufzubauen und zu erhalten, ist eine direkte Körperlichkeit wichtig, da sich nur darüber z.B. Vertrauen herstellen lässt (Urry, 2003: 163).

Insbesondere Kinder brauchen Zeit mit ihren Eltern um sich entwickeln zu können und eine sichere Basis zu haben (Lange, 2009: 141; Schinkel, 2013: 12/13). Dabei müssen sich die Eltern nicht ständig um ihre Kinder kümmern, sollten aber dann bei Bedarf Zeit für sie haben. Das ist natürlich einfacher, wenn es eine Kopräsenz gibt und die Eltern zur Verfügung stehen, wenn sie gebraucht werden (Lange, 2009: 143; BMFSFJ, 2012a: 71).

Wenn es wenig Kopräsenz gibt, müssen oft Partner- und Mutterschaft neu definiert werden, da auch dazu Zeiten der Kopräsenz wichtig sind (Schier, 2010b: 108). Viele Bedürfnisse

³⁴ Schinkel betont, dass neben der Kopräsenz auch verbindliche alltagspraktische Lebenszusammenhänge geben muss (Schinkel, 2013: 190)

³⁵ Mit körperlicher Nähe ist hierbei keine sexuelle körperliche Beziehung gemeint, sondern die reine Kopräsenz.

entstehen in solchen Beziehungen spontan und müssen häufig sofort befriedigt werden. Das ist natürlich leichter, wenn sich Familien zusammen an einen Ort aufhalten (Jurczyk et al, 2009a: 180; Schier, 2009a: 23). In Familien entstehen bestimmte beziehungsrelevante Interaktionen beiläufig, nebenher und nicht geplant. Damit sind z.B. Gespräche zwischen Eltern und Kindern während einer Autofahrt gemeint, die in einer geplanten Situation so nie entstanden wären und trotzdem sehr wichtige Inhalte übermitteln. Solche nicht geplanten Interaktionen kommen bei wenig Kopräsenz oft zu kurz, da die Gelegenheiten fehlen (Schier, 2010c: 4; Jurczyk et al, 2009a: 180; Vollmuth 2011). Dieses wird als beiläufige Interaktion bezeichnet (Schier, 2009b: 64). Aus diesem Grund werden bewusst Gelegenheiten geschaffen, damit diese Interaktionen entstehen können (z.B. Begleitmobilität auch bei Fahrten die alleine geschafft werden könnten). Diese Zeiten werden dann manchmal Qualitätszeit genannt (Schier, 2009b: 64). *Quality time* wird als ein wichtiger Baustein in einer Beziehung gesehen (Jurczyk, 2013: 5). Sie kann aber nicht immer alles ersetzen, da es eben auch eine Quantität an gemeinsamer Zeit braucht (Jurczyk et al, 2009: 330/331; Heitkötter, 2009: 416; Zeiher, 2009: 82).

Bei der Kopräsenz ist allerdings nicht nur die Länge der gemeinsamen Zeit wichtig, sondern auch die Planbarkeit! Manchmal sind kurze, planbare und regelmäßige Zeiten der Kopräsenz Zeiten besser als längere, welche aber nicht planbar sind (Schier, 2010b: 108).

Wenn es wenig gemeinsame Zeit gibt, muss etwas gefunden werden, was diese ersetzt bzw. ergänzt (Jurczyk, 2010: 249). Wie dies von multilokalen Familien organisiert wird, soll im 5. Kapitel näher untersucht werden. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass es auch in anderen Familien nicht immer leicht ist, eine Kopräsenz herzustellen und den Alltag zu organisieren, z.B. bei Schichtarbeit (Jurczyk et al, 2009a: 155), wenn beide arbeiten oder es andere flexible Arbeitszeiten gibt (Jurczyk et al, 2009a: 172/173). Bei manchen mangelt es nicht nur an Kopräsenz, sondern es fehlt überhaupt an Zeit. Dies kommt besonders bei Alleinerziehenden, Vollzeitbeschäftigten, aber auch multilokalen Familien vor (Jurczyk, 2013: 5). Viele monokal lebende Familien dürften allerdings mehr kopräsente Zeit haben, so dass es einfacher ist, spontan auf etwas zu reagieren oder Zeit nebeneinander zu verbringen.

3.4.6 Nutzung von Kommunikationsmitteln, Medien und Transportmitteln

Durch Kommunikationsmittel, Medien und Transportmittel können Distanzen überbrückt werden. Die verschiedenen Orte rücken dadurch näher zusammen und können miteinander verbunden werden. Die Distanz verliert an Bedeutung (Tully, 2009a: 19; Bertram, 2002: 521; Castels, 2005: 221). So kann es sein, das erst durch diese Hilfsmittel multilokales Wohnen möglich wird (Duchêne- Lacroix, 2009: 87/88).

Während Flugzeug, Bahn, private Verkehrsmittel u.a. es ermöglichen, dass Orte schneller erreicht werden können (Castels, 2005: 244), spielen moderne Kommunikationsmittel wie Telefon, Handy, Internet und Skype in vielen Familien eine andere wichtige Rolle (Nave-Herz, 2009: 91; Pusch, 2013: 105). Diese beinhalten die Möglichkeit, trotz einer räumlichen Distanz, weiterhin in Kontakt und Austausch miteinander zu stehen (Betram, 2002: 521; Tully 2009a: 19). Durch sie ist auch ein visueller Kontakt möglich. Dabei können diese technischen Mittel helfen, soziale und emotionale Beziehungen zu erhalten und zu ergänzen. Sie können es schaffen, negative Auswirkungen durch die fehlende Körperpräsenz zu kompensieren. Sie können regelmäßige face-to-face-Kontakte allerdings auf Dauer nicht ersetzen, da viele Bedürfnisse spontan und nur im direkten Kontakt befriedigt werden können (Jurczyk, 2010: 248; Sturm/Weiske, 2009: II; Weiske/Petzold/Zierold, 2008: 287; Schier, 2010c: 9; Schirilla, 2014 131). Urry beschreibt diese virtuellen Kontakte als weniger facettenreich als direkte (Urry, 2003: 170).

Eine rein virtuelle Familie scheint bisher noch kein attraktives und lebbares Modell zu sein, da es bestimmte Aufgaben (noch) nicht erfüllen kann (BMFSFJ, 2006: 208). Dies liegt daran, dass das Internet und die anderen Kommunikationsmittel zwar eine neue Form der Kommunikation ermöglichen, aber als gesichtslos gelten (Castels, 2005: 129), weil nicht alle Sinne angesprochen werden (Schier, 2013a: 48). Beziehungen die nur über technikbasierte Kontakte entstehen, werden oft als schwache Bindungen (*weak ties*) beschrieben (Zoll, 2007: 189; Castels, 2005: 14), was allerdings nicht bedeutet, dass diese unwichtig sind (Castels, 2005: 14). Über das Internet lassen sich aus Castels Sicht eher schwache Beziehungen aufrechterhalten, die vielleicht sonst aufgegeben werden würden (Castels, 2005: 142). Über diese Medien ließen sich aber auch starke Beziehungen einfacher aufrechterhalten, da sie die Kommunikation über die Distanz einfacher machen würden (Castels, 2005: 144). Manche bezweifeln, dass die modernen Kommunikationsmittel auf Dauer in der Lage sind, Freundschaft, Vertrauen und Nähe zu sichern (Tully, 2009a: 19). Jurczyk schreibt, dass virtuelle Familien auf Dauer nicht lebensfähig sind, da die Beziehungen verarmen. Für bestimmte Aufgaben sei es unabdingbar, dass sich die Akteure gemeinsam an einem Ort aufhalten (Jurczyk, 2009: 55). Hier gibt es eine Unterscheidung von „*caring for*“ und „*caring about*“. Das „*caring for*“ braucht einen persönlichen Bezug und direkte Hände. Es handelt sich meist um Fürsorgepraktiken die eine direkte Körperlichkeit und den Körperkontakt brauchen (z.B. Windeln wechseln) (Greschke, 2014: 158; Dancu, 2009: 59; Goulbourne et al, 2010: 83). Beim „*caring about*“ geht es z.B. um emotionale Unterstützung. Diese kann auch indirekt über Telefon und Internet geleistet werden (Goulbourne et al, 2010: 83-87; Beck-Gernsheim, 2009: 100).

Somit können die neuen Medien das „*caring about*“ erleichtern. Sie können auch dabei helfen, das Vereinbarkeits- und Belastungsmanagement einfacher zu gestalten (Schier, 2009a: 23). Aus der Forschung über transnationale Familien ist z.B. bekannt, dass Mütter aus der Entfernung Erziehungsaufgaben und ein sogenanntes Telemothering betreiben (Schier, 2010a: 132) oder am Alltagsgeschehen per Skype teilnehmen (Madianou/Miller, 2012: 69/70).

Um überhaupt mit Hilfe dieser Medien kommunizieren zu können, muss es einerseits einen Zugang zu diesen geben³⁶ (Castels, 2005: 521), andererseits müssen die Handelnden eine Medienkompetenz haben, um mit diesen umgehen zu können. Manchmal müssen die Beteiligten den Umgang erst erlernen (Schlör, 2012: 12; Jurczyk et al, 2009a: 181; Madianou/Miller, 2012: 94). Besonders für kleine Kinder kann es schwierig sein, den Kontakt darüber zu halten, da Bedürfnisse eben spontan entstehen und sie nicht warten können, bis sie befriedigt werden. Manchmal haben sie auch noch nicht die Artikulationsfähigkeit, die es zum Telefonieren braucht (Jurczyk et al, 2009a: 138; Schier/Hubert, 2015: 9; Schier et al, 2011; Körber, 2011: 108; Vogel, 2013: 18; Lutz 2008: 164). Es kann auch sein, dass Kinder nicht immer Lust haben in dem Augenblick, wo das Telefon klingelt, über ihr Leben Auskunft zu geben. Ein Gespräch muss sich ergeben und funktioniert nicht auf Knopfdruck. Somit gelingt nicht immer ein Kontakt über diese Medien (Schier, 2010c: 11). Für andere kann die Nutzung von Medien eine Bewältigungsstrategie sein, um mit belastenden und herausfordernden Lebenssituationen umzugehen (Schlör, 2012: 2), wie es auch das multilokale Wohnen sein kann.

Wie multilokale Familien die Medien für das *Doing Family* nutzen und ob diese sie dabei unterstützen können, soll deshalb im Kapitel 5 untersucht werden.

3.4.7 Rituale

Rituale sind Verfestigungen von Handlungsabläufen. Sie stellen sicher, dass nicht immer wieder neu entschieden werden muss, wie etwas getan wird. Die Entstehung ist dabei nicht immer eine intentionale und bewusste Entscheidung, sondern ergibt sich aus dem Alltag (Keddi, 2014: 96; Jurczyk et al, 2009b: III) und ist oft zweckgebunden. Rituale sind nicht immer harmonisch und laufen nicht immer harmonisch ab (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 430).

Rituale helfen dabei, das *Doing Family* zu gestalten. Dies könnte besonders multilokal wohnende Familien helfen, mit den Auswirkungen umzugehen (Schier, 2013a: 40). Rituale können charakteristische Merkmale einer Gemeinschaft bestärken und somit zu einer Selbstdarstellung beitragen (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 426). Dies ist ein wichtiges Gestaltungselement des *Doing Family*. Durch Rituale kann sich die Familie als Einheit fühlen, und der

³⁶ Zvonkovic et al. haben bei ihren Untersuchungen festgestellt, dass es für diese Familien nicht immer möglich ist, über die Neuen Medien Kontakt zu haben, da auf See nicht immer ein Telefonnetz vorhanden ist oder sie durch Umweltbedingungen daran gehindert werden zu kommunizieren (Zvonkovic et al., 2005: 418).

Zusammenhalt, die Intimität, die Solidarität und die Integration können gestärkt werden. Sie können zu einer familiären Ordnung beitragen (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 426; Jurczyk et al, 2009b: IV). Rituale sind konstitutive Elemente des familialen Lebens, da sie Verhalten, Interaktionen, Handlungen und Kommunikation innerhalb einer Familie bestimmen. Sie spiegeln sich insbesondere in Familienfesten (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 429), aber auch in der Alltagsgestaltung, bei gemeinsamen Mahlzeiten, Familienausflügen, beim Autofahren etc. (Schier, 2014: 12; Keddi, 2014: 95) oder durch die Ritualisierung von Telefonkontakten, wieder (Schier, 2009b: 64; Zvonkovic et al, 2005: 418). Rituale sind Eckpfeiler des Familienalltags und besonders für Kinder ist die Einhaltung dieser wichtig. Sie werden deshalb oft von ihnen eingefordert (Klenner/Pfahl, 2009: 275/276) „*Der rituelle Vollzug ermöglicht eine Balance zwischen Stabilität und Wandel in der Familie und sichert ihren sozialen Zusammenhang...*“ (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 424).

Rituale können dabei helfen Übergänge zu gestalten, wie sie z.B. bei der Gestaltung von An- und Abwesenheit entstehen können. Ebenso können sie zur Identitätsbildung der Gemeinschaft beitragen, in dem Grenzen gezogen werden: wer gehört zur Familie und wer nicht (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 426; Keddi, 2014: 98). Dies ist auch eine wichtige Gestaltungsaufgabe des *Doing Family*. Somit können Rituale insgesamt beim Herstellen von Familie helfen. Rituale sind für die Bildung von Gemeinschaften unverzichtbar. Sie können Familien, die nicht den Normalvorstellungen entsprechen eine Sicherheit geben, dass sie wirklich eine Gemeinschaft sind (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 429).

Bei Ritualen ist es wichtig, dass sie keine starren Konstruktionen sind, sondern sich den individuellen Bedürfnissen anpassen und veränderbar sind (Audehm/Wulf/Zirfas, 2007: 430). Die Familien müssen dabei selber ihre eigenen Rituale gestalten (Keddi, 2014: 95). Wenn diese gut funktionieren, dann bieten sie Halt und sind verlässlich. Sie können dann schwierige Situationen abfedern und stabilisieren. Wenn sie nicht funktionieren, können sie allerdings auch die Situation belasten und destabilisieren (Keddi, 2014: 98).

Rituale können multilokalen Familien dabei helfen die Gestaltungsaufgaben, die sich aus dem *Doing Family* ergeben, zu bewältigen. Deshalb ist es interessant zu betrachten, wie multilokal Wohnende mit Ritualen umgehen und wie sie dadurch das *Doing Family* beeinflussen.

3.4.8 Gestaltung von Beziehungen in der Familie und die Erziehung der Kinder

Für das *Doing Family* ist es wichtig, wie multilokal lebende Familien die Beziehungen untereinander (Mutter-Kind, Vater-Kind, Eltern-Kind, Partnerschaft) gestalten, wie unter diesen Bedingungen die Kindererziehung gestaltet wird und wie dies die Entwicklung des Kindes beeinflusst. Zum Herstellen von Familie gehören auch das Fortführen einer Partnerschaft, das

Investieren in die Partnerschaftsqualität, die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen und die Kindererziehung (siehe Kapitel 3.3) Diese Aspekte sollen deshalb in den kommenden Abschnitten näher untersucht werden.

3.4.8.1 Eltern-Kind-Bindungen

Bindung aufzubauen ist eines der primären Grundbedürfnisse des Menschen, denn ohne Bindungen kann sich kein Mensch optimal entwickeln. Stabile und sichere Bindungspersonen sind eine positive Ressource für die weitere Entwicklung (Lohaus/Vierhaus, 2013: 243; Castañeda/Buck, 2011: 90). Eine Bindungsbeziehung kann auch nicht durch etwas anderes befriedigt werden (Huber 2010: 7/8; Becker-Stoll, 2009).

Kinder entwickeln von Anfang an Bindungen gegenüber den Personen, die sich dauerhaft und feinfühlig um sie kümmern. Wenn die Eltern Stress haben, fällt es ihnen oft schwer, feinfühlig zu reagieren, so dass es nicht so leicht ist, verlässliche Bindungen aufzubauen (Widmer/Bodenmann, 2008: 173; Gloger-Tippelt, 2007: 162)

Wenn Kinder zu mehreren Menschen eine Bindungsbeziehung aufgebaut haben, sind diese eindeutig hierarchisch, so dass eine Bindungsperson bevorzugt wird. Hat ein Kind eine Bindung aufgebaut, kann diese nicht ausgetauscht werden. Längere Trennungen oder gar der Verlust von einer Hauptbindungsperson können deshalb zu schweren Trauerreaktionen und großem Leid führen und somit ein kritisches Ereignis³⁷ sein³⁸ (Grossmann/Grossmann, 2012: 48 + 95; Becker-Stoll 2009; Castañeda/Buck, 2011: 90; Wilhelm, 2014: 65; Rüger, 2010: 10). Die Trennung von einer nicht Hauptbindungsperson fällt dem Kind leichter (Becker-Stoll, 2009; Mödl, 2006: 69; Castañeda/Buck, 2011: 90; Phoenix, 2009: 92). Besonders schwierig ist eine Trennung, wenn diese in der Grundbindungsphase, also den ersten Lebensmonaten, stattfindet (Mödl, 2006: 4; Weisensee, 2006). Kinder zwischen 2-4 Jahren leiden besonders, da sie die Länge der Trennung nicht abschätzen können (Näser-Lather, 2011: 356). Aber auch wenn diese im Jugendalter passiert, können Probleme auftreten (Limmer, 2006: 94/97). Deshalb kann es wichtig sein zu betrachten, wer die hauptsächliche Bindungsperson ist, und von wem die Trennung stattfindet (Becker-Stoll, 2009). Dabei ist meist die Mutter die primäre Bindungsperson. Weshalb eine Trennung von ihr meist schwieriger ist (Schier, 2010b: 211). Die Väter kommen oft als sekundäre Bindungsperson dazu (Grossmann/Grossmann, 2012: 230;

³⁷ Wenn es zu viele kritische Ereignisse gibt, kann dies eine positive Entwicklung des Kindes beeinträchtigen (Grossmann/Grossmann, 2012: 95/96).

³⁸ Mit Trennungen sind meist die nach Paartrennungen und Scheidungen gemeint. Bestimmte Autoren betonen aber, dass dies auch für andere Trennungen zutreffen könnte, wie z.B. längere Trennungen durch den Beruf (Bodenmann, 2013: 7+ 210; Limmer, 2007: 264, Limmer, 2006: 97).

Hopf, 2005: 84). Wenn dieser eine sekundäre Bindungsperson ist, dann fällt den Kindern auch eine Trennung vom Vater schwer (Näser-Lather, 2011: 329).

Auch wenn die Mütter meist die wichtigsten Bindungspersonen sind, kommt der Beziehung zum Vater eine wichtige Bedeutung zu, da sie z.B. das Kind auf anderen Ebenen fördern als die Mütter (z.B. Förderung des Explorationsverhaltens (Erkundungsverhalten des Kindes) oder auch die Mütter durch ihre Unterstützung zu entlasten). Das Kind hat zum Vater meist eine eigenständige Beziehung (Petri, 2000, Petri, 2009: 27; BMFSFJ, 2011: 90; Eickhorst/Peykarjou, 2012: 43; Grossmann/Grossmann, 2012: 233; Limmer, 2007: 264/265). Damit der Vater diese Aufgaben erfüllen kann, muss er zur Verfügung stehen sowie Verantwortung zeigen (Becker-Stoll, 2014: 281), und die Mutter muss diese Beziehung auch zulassen (Becker-Stoll, 2014: 296). Dies kann bei multilokalen Familien schwieriger sein, da der Vater nicht immer zu Verfügung steht. Das Entscheidende ist allerdings, dass er weiterhin der Familie erhalten und die Beziehungen bestehen bleiben, da dies gut für ein kohärentes Familiengefühl ist (Petri, 2009: 72). Das Kind muss das Vertrauen haben, dass der Vater (oder eine andere Person) wiederkommt und nicht für immer wegbleibt (Petri, 1997: 177). Petri sagt, dass berufliche Abwesenheit des Vaters (hier allerdings verbunden mit täglichem Widerkommen) ein normatives, kaum vermeidbares Trauma ist (Petri, 1997: 176). Für multilokal lebenden Väter ist aber eine Beteiligung an der Kindererziehung am Abend oft kaum möglich bzw. hängt von der Pendelfrequenz ab (Zerle-Elsäßer, 2014: 303). Einige Autoren betonten, dass für eine Bindung nicht die Quantität an gemeinsamer Zeit, sondern die Qualität wichtig ist (Petri, 1997: 177; Limmer, 2006: 103; Limmer, 2007: 264/265).

„Ein Vater, der während seiner Anwesenheit die Trennung durch Spielfreude, Warmherzigkeit, Zuegewandtheit, Förderung kindlicher Interessen und Ermutigung zu Unabhängigkeit und Selbständigkeit ausgleicht, bietet eine Fülle von Identifikationsmöglichkeiten an, die dem Kind helfen, in sich ein verlässliches und kohärentes Vaterbild zu errichten, das ihm auch während der Trennungsphasen seine „Anwesenheit“ garantiert.“ (Petri, 1997: 177).

Die Beziehung und Bindung wird, trotz der beruflichen Abwesenheit, kontinuierlich aufrechterhalten und nur durch diese unterbrochen (Petri, 1997: 177). Der regelmäßige Kontakt ist besonders für kleine Kinder wichtig, da ihnen die Aufrechterhaltung der inneren Repräsentationen besonders schwer fällt (Lohaus/Vierhus, 2013: 206). Trotz der Wichtigkeit der Qualität an gemeinsam verbrachter Zeit, ist auch die Quantität nicht unerheblich, denn um dem Kind genügend Aufmerksamkeit und Zuwendung zu geben, braucht es auch Zeit. Diese ist wichtig, um die Bedürfnisse und Gefühle des Kindes zu deuten, sensitiv damit umzugehen und um sich auf dieses einlassen zu können (Bodenmann, 2013: 142).

Auch ohne Trennung kann es sein, dass es keine engen Bindungen gibt (Limmer, 2006: 89). So ist das gemeinsame Zusammenleben keine Garantie dafür, sondern es ist viel wichtiger, dass sich Eltern aktiv um eine enge Beziehung³⁹ zu ihrem Kind bemühen.

Wenn es zu einer Trennung von einer Bindungsperson kommt, ist es wichtig, dass jemand dem Kind hilft, mit den Trennungsgefühlen klar zu kommen (Grossmann/Grossmann, 2012: 259). Auch eine Vorbereitung der Trennung ist hilfreich (Mödl, 2006: 8). Wie Kinder auf so eine Trennung reagieren, ist allerdings sehr unterschiedlich (Mödl, 2006: 4). Wenn die abwesende Person eine wichtige Bindungsperson ist, dann ist der Verlust dieser meist eine schlimme Erfahrung⁴⁰ (Bodenmann, 2013: 210). Auf der anderen Seite werden enge Beziehungen eher aufrechterhalten, da es sich eher lohnt, diese Beziehungen zu erhalten (Limmer, 2006: 100; Dancu, 2009: 53). Die Verarbeitung dieser Erfahrung hängt somit auch von der Eltern-Kind-Bindung vor der Trennung ab (Grossmann/Grossmann, 2012: 48; Vollmuth 2011). Aus der Forschung mit transnationalen Familien ist bekannt, dass die Beziehungen neu gestaltet werden müssen, wenn es zu einer Trennung kommt (Fresnoza-Flot, 2014: 245/246). Die Umgestaltung ist umso größer, je enger die Beziehung war (Duchêne-Lacroix, 2014: 160).

Für die Kinder aus multilokalen Familien könnten diese Herausforderungen auch zutreffen. So könnte es schwerer sein, die Kinder aus der Ferne großzuziehen, da es weniger räumliche Nähe sowie gemeinsame Zeit gibt. Dies könnte es schwieriger machen, eine gute Eltern-Kind-Beziehung aufzubauen (Schier et al, 2015: 443; Huber, 2010: 7/8; Rüger et al, 2014: 124). Den Kindern könnte es schwerer fallen, sich immer wieder auf den mobilen Elternteil einzulassen (Jurzyk et al, 2009a: 145). Besonders kleine Kinder müssen diesen teilweise erst wieder kennenlernen, bevor dieser als Bezugsperson akzeptiert wird (Näser-Lather, 2011: 329; Levecke, 2010; Mödl 2006: 8; Eysmond, 2011: 56). Dies ist besonders bei längeren Trennungen der Fall (Näser-Lather, 2011: 361). Es könnte aber auch sein, dass die abwesenden Elternteile wichtige Entwicklungsschritte verpassen, da sie so selten zu Haus sind. Gerade das Begleiten von diesen Entwicklungsschritten kann zu einem guten Familiengefühl beitragen und es ist deshalb für das *Doing Family* wichtig, so dass das Fehlen als Verlust empfunden werden kann (Jurzyk et al, 2009a: 145).

Da die Trennungen von Familien erheblichen Einfluss darauf haben, wie die Eltern-Kind-Beziehungen gestaltet sind, ist es sinnvoll zu betrachten, wie multilokale Familien damit umgehen und wie sie versuchen, darauf Einfluss zu nehmen. Die Eltern-Kind-Beziehung hat wiederum darauf einen Einfluss, wie das *Doing Family* gestaltet wird. So könnte z.B. der ab-

³⁹ Mit enge Beziehung ist hiermit also keine räumlich enge, sondern eine psychologische Nähe gemeint (A-sendorpf/Banse 2000: 23).

⁴⁰ Dies ist vor allen aus der Scheidungsforschung bekannt (Bodenmann 2013: 210).

wesende Elternteil versuchen, die gemeinsame Zeit besonders intensiv zu gestalten, um so die Eltern-Kind-Beziehung positiv zu beeinflussen. Es werden z.B. gezielt gemeinsame Aktivitäten geplant, an der die Familie zusammen teilnehmen kann (vergl. Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 102).

3.4.8.2 Partnerschaftsbeziehung

Neben den unterschiedlichen Eltern-Kind-Beziehungen spielt die Beziehung zwischen den Eltern eine Rolle. Dies ist eine wichtige Ebene, da in der Analyse der multilokalen Familien nur die einbezogen werden, in denen die Eltern auch eine intime Partnerschaft haben. Insofern ist es sinnvoll zu betrachten, wie sich das multilokale Wohnen auf die Partnerschaft auswirkt. Die Partnerschaftsqualität dürfte durchaus Einfluss auf das *Doing Family* haben, denn die Partner müssen dieses aktiv gestalten. Würden die Partner unter einer Trennung oder Trennungsstress leiden, könnte dies auch einen Einfluss auf ihre Fähigkeiten haben, das *Doing Family* zu gestalten (Levecke, 2010; Schreyögg 2013: 159; Peukert, 2012: 539; Widmer/Bodenmann, 2008: 171). Zudem sind oft Paare mit einer stabilen Partnerschaft gewillter, Herausforderungen zu meistern (Weiske/Petzold/Schad, 2015: 396). Sie kommen dann besser mit der Kindererziehung zurecht (Kracke/Hofer, 2002: 118/119). Die Partnerschaftsqualität und das getrennte Wohnen können sich wechselseitig beeinflussen und so Auswirkungen auf das *Doing Family* haben.

Merkmale einer guten Partnerschaft sind u.a.: Toleranz, Verständnis, Liebe, gemeinsame Konfliktlösungsstrategien, gute Kommunikation, gemeinsame Lebensbereiche, Solidarität, Unterstützung, Humor, positive Lebenseinstellung, Ehezufriedenheit, Glaube an die Beziehung und deren Entwicklungsmöglichkeiten (Schneewind/Wunderer/Erkelenz, 2004: 292, Jungbauer, 2009: 78, Wendl, 2005a: 24; Feldhaus/Schlegel, 2015: 129). Als negativ werden u.a. gesehen: Kritik, Verachtung, Rechtfertigung, Mauern, Lügen, Fremdgehen, Misstrauen, Eifersucht und Klammern (Jungbauer, 2009: 78). Das multilokale Wohnen ist nicht unbedingt ein negatives Zeichen. Zu diesem Wohnverhältnis sagt Jungbauer, dass es wichtig ist, dass sich die Partner nicht im Streit trennen und Absprachen eingehalten werden (Jungbauer, 2009: 78). Mödl betont bei multilokalen Familien auch die Wichtigkeit einer guten Partnerschaftsbeziehung, vor der Entscheidung multilokal zu leben. Wenn die Partnerschaft davor schlecht war, kann sich der Umgang mit diesem Wohnen als problematisch erweisen, besonders wenn die Aufnahme dieses Wohnverhältnisses nicht freiwillig geschehen ist (Mödl, 2006: 7).

Häufige Abwesenheit des Partners kann allerdings deshalb negativ sein, da es nicht mehr genug Kopräsenz gibt. Es kann nicht mehr so intensiv in die Partnerschaft investiert werden. Darunter kann die Partnerschaftszufriedenheit leiden (Bodenmann, 2004: 53/54; Rüger et al,

2014: 124). Für Zuwendung braucht es oft körperliche Anwesenheit (Bodenmann, 2013: 127). Manchmal gibt es durch die Multilokalität auch zu wenig Zeit für die Partnerschaft. Dann kann es sein, dass der Partner weniger emotional zur Verfügung steht (Bodenmann, 2013: 118). Auch zu viel Nähe kann erdrückend sein, denn Partnerschaften brauchen einen gewissen Freiraum und Distanz zur Entwicklung (Bodenmann, 2004: 53/54; Burkart, 2008: 255). Ein gewisser Abstand kann Beziehungen gut tun, da z.B. nicht alle Konflikte (z.B. daily hassles) ausgetragen werden müssen (BMFSFJ, 2006: 150; Bodenmann, 2000: 80; Kley, 2012: 367).

Wenn das multilokale Wohnen langfristig mit einem hohen Stresslevel einhergeht, kann sich dies ungünstig auf eine glückliche und stabile Partnerschaft oder auf die Gesundheit auswirken (Krake/Hofer 2002: 118). Zur Abfederung dieser Auswirkungen können gute Bewältigungsstrategien (z.B. eigene Stressbewältigung oder coping-Strategien zur gemeinsamen Stressbewältigung) beitragen (Bodenmann, 2000: 291/292).

Langfristiger Stress wirkt sich meist eher indirekt auf die Partnerschaftszufriedenheit aus. Das Wir-Gefühl (ein wichtiges Element des *Doing Family*) kann geschwächt werden, da das Paar weniger Zeit z.B. für eine gute Kommunikation und den Austausch von Zärtlichkeit hat. Daraus kann folgen, dass es weniger Gelegenheiten für eine Selbstöffnung, weniger gemeinsame Erlebnisse und weniger Zeit für gemeinsame Stressbewältigung gibt. Dies kann zu einer verminderten Partnerschaftsqualität führen (Bodenmann, 2005: 95/96; Heinrichs/Bodenmann/Hahlweg, 2008: 26+32; Jungbauer, 2009: 78).

Wenn die Paare unterstützende Coping Strategien (dyadisches Coping) anwenden, können sie sich gegenseitig helfen, mit Stress umzugehen (Bodenmann 2013: 60). Ein gemeinsames Coping kann das Wir-Gefühl stärken und Geborgenheit, Zuflucht und Schutz bieten (Bodenmann, 2000: 80). Das dyadische Coping zählt deshalb zu den wichtigsten Prädikatoren von Partnerschaftszufriedenheit und Stabilität (Bodenmann, 2013: 190; Hofer, 2002: 30/31).

Insgesamt wird deutlich, wie wichtig für ein gelingendes *Doing Family* die Partnerschaftsbeziehung ist. Deshalb muss auch betrachtet werden, wie multilokal lebende Familien ihre Beziehung gestalten. Denn nur wenn die Paare zusammenarbeiten, können sie die Herausforderungen meistern.

3.4.8.3 Kindererziehung

Auch die Übernahme von Care-Aufgaben und die Gestaltung der Elternaufgaben gehören zum *Doing Family* (siehe Punkt 3.3). Deshalb ist eine nähere Betrachtung wichtig, um zu ermitteln, welche Herausforderungen es geben könnte.

Wenn die Partnerschaftsqualität nicht so gut ist, die Eltern erschöpft oder gestresst sind, kann sich das negativ auf die Kindererziehung auswirken, da sie nicht mehr genug Energie

dafür haben (Jurczyk, 2010: 250/251; Nave-Herz, 2004: 196; Huinink/Konzietzka, 2007: 194/195).

Bei multilokalen Familien kann die Kindererziehung manchmal sehr belastend sein, da sie teilweise unter ähnlichen Bedingungen stattfindet wie bei Alleinerziehenden (Ducki, 2010: 64; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 333). Der anwesende Elternteil kümmert sich an vielen Tagen alleine um die Kindererziehung oder andere Personen bzw. Einrichtungen müssen dies übernehmen. Der abwesende Elternteil kann sich nur beteiligen, wenn er da ist (Jurczyk et al, 2009a: 145; Levecke, 2010; Mödl, 2006: 8; Eysmond, 2011: 56).

Bei multilokalen Familien muss deshalb die Organisation der Kindererziehung betrachtet werden.

3.4.8.4 Entwicklung des Kindes

Die Eltern sind die Arrangeure von Entwicklungsgelegenheiten ihres Kindes und tragen dafür eine große Verantwortung (Schneewind, 2000: 194). Deshalb ist es wichtig zu betrachten, wie sich die häufige Abwesenheit eines Elternteils auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Hier ist wieder entscheidend, ob der Vater oder die Mutter abwesend ist, da sie unterschiedliche Funktionen für die psychologische Entwicklung des Kindes haben. Bisher tragen meist die Mütter die Hauptverantwortung für die Kinder, so dass deren Abwesenheit meist größere Auswirkungen haben als die der Väter⁴¹ (Nave-Herz, 2009: 44). Die verlässliche Mutter-Kind-Bindung hat immer noch einen hohen Stellenwert und ist entscheidend für die kindliche Entwicklung (Nave-Herz, 2009: 45). Die Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes hängen aber auch von dessen Alter ab. Besonders kleine Kinder leiden unter einer Trennung. Aber auch ein wenig präsenter Vater während des Jugendalters kann zu Behandlungsbedürftigen Problemen führen (Limmer, 2006: 94). Dies könnten z.B. Schulprobleme, Aggressionen oder Probleme in der Geschlechterrollenidentität sein (Eickhorst/Peykarjou 2012: 43). Deshalb brauchen Kinder für eine gute Entwicklung beide Elternteile.

Der Aspekt der kindlichen Entwicklung soll, soweit dies an Hand der Fallbeispiele möglich ist, in die Analyse mit einfließen, da dies eine wichtige Aufgabe von Familien ist (siehe Kapitel 2.4.1).

⁴¹ Wobei die exklusive Mutter-Kind-Beziehung eher eine neuartige Erscheinung ist (Nave-Herz, 2009: 44).

3.4.9 Äußere Rahmenbedingungen

Bisher gibt es kaum Vorbilder für die Gestaltung des *Doing Family* bei Multilokalität⁴² (Schneider, 2014: 213). Sie können auf nichts Bekanntes zurückgreifen, und alte Verhaltensweisen greifen nicht für dieses Lebensmodell. Somit müssen multilokale Familien eigene Wege finden, um dieses zu gestalten (Schneider, o.J.). Deshalb könnten Andere, die schon länger so leben, als Vorbild dienen (Huchler/Dietrich/Matuschek, 2009: 51).

Zum Idealbild der Familie gehört, dass diese zusammen lebt. Das multilokale Wohnen stellt dieses in Frage. Somit fällt es Anhängern dieser Idealvorstellung schwerer, so zu leben, da ihr Idealbild nicht erfüllt werden kann (Jurczyk et al, 2009a: 280/281). Auch von außen wird multilokales Wohnen oft kritisiert und gilt als „*nicht normale Lebensform*“ (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 241/242). Es kommt deshalb oft zu negativen Resonanzen, und viele Familien bekommen von ihrem Umfeld nicht die Unterstützung, die sie bräuchten (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 251). Schneider, Limmer und Ruckdeschel haben in ihrer Studie beobachtet, dass dieses besonders für die Shuttles und Varimobilen gültig ist. Bei den LATs (auch mit Kind) kommt es manchmal auch zu einer positiven Resonanz (Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002: 253). Warum es diese Unterschiede gibt, wird nicht genannt.

Durch die mangelnde Anerkennung in der deutschen Gesellschaft können sich multilokal lebende Mütter als Rabenmutter fühlen, da es hier nicht als Mutterschaftsideal gilt (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 356; Jurczyk et al, 2009a: 290). Zu diesem Ideal gehört, dass sich Mutter und Kind, besonders in den ersten Jahren, räumlich nahe sind. Ist dies nicht der Fall, kann es von außen zu Kritik, Stigmatisierungen und Vorwürfen kommen (Schier 2010: 135). Bei Vätern gibt es kein derartiges Vaterschaftsideal, wodurch ihnen die multilokale Lebensweise erleichtert wird.

Der Vater soll seine Familie ernähren können (Schier, 2010a: 135) und nach Möglichkeit an den Wochenenden, Feiertagen und Ferien bei ihnen sein (Schier, 2010a: 133/134). Immer mehr Väter möchten sich aktiver beteiligen und nicht nur die materielle Versorgung übernehmen⁴³ (Zerle-Elsäßer, 2014: 299/300). Die Väter stehen zunehmend unter Druck, da auch von ihnen immer mehr erwartet wird, dass sie sich aktiv an der Vaterschaft beteiligen und um die Sorgearbeit kümmern. Die multilokale Lebensweise könnte diesen Druck noch verschärfen (Schier, 2010a: 136).

⁴² Ähnliche Ergebnisse liegen auch aus der Forschung mit transnationalen Familien vor. Wenn es Vorbilder gibt, kann einfacher damit umgegangen werden (Schirilla, 2014: 128, Gheaus, 2014: 143, Salah, 2008: 10; Lutz, 2008: 133, Hochschild, 2001: 158, Lutz/Möllenbeck, 2011: 17).

⁴³ Die materielle Versorgung ist auf der anderen Seite auch ein wichtiger Aspekt des *Doing Family* (Becker-Stoll, 2014: 279)

Zudem gibt es kaum gute Betreuungsmöglichkeiten für die Kinder, die auf die Bedürfnisse von mobilen Eltern bzw. multilokal lebende Familien (s.o.) zugeschnitten sind (Jurczyk et al, 2009a: 342; Proske, 2012a: 25; Ruckdeschel, 2003: 107). So ist es für diese Familien besonders wichtig, ein gutes Betreuungsmodell für ihre Kinder zu finden. Auch dieses soll ein Betrachtungsmoment sein. Viele Familien haben auch keine geeigneten Betreuungspersonen in der Verwandtschaft, wie z.B. Großeltern, da sie nicht in deren Nähe wohnen (Limmer 2010).

Eine weitere Schwierigkeit könnte sein, dass die Arbeitgeber oft die größten Zeittaktgeber in den Familien sind (Proske, 2012b: 11/12). Die Eltern müssen sich deshalb an die Bedingungen der Arbeitswelt anpassen. Dies macht es oft schwierig, Herausforderungen im Familienleben abzufedern⁴⁴ (Proske, 2012b: 11/12; Ruckdeschel, 2003: 107). Für diese Familien wäre wichtig, dass sie ihre Arbeitszeiten nach ihren Bedürfnissen gestalten könnten, um besser auf die familiären Gegebenheiten reagieren zu können (Jurczyk et al, 2009a: 297, Schier, 2009b: 62; Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 310). Dazu könnten z.B. auch die Möglichkeiten der Teleheimarbeit oder der flexiblen Arbeitszeitgestaltung (z.B. späterer Arbeitsbeginn am Montag, früheres Gehen am Freitag, damit mehr Zeit am Familienwohnsitz verbracht werden kann.) beitragen (Reuschke, 2009: 38). Die Arbeitszeitgestaltung soll auch in die Analyse eingehen, da auch von ihr das *Doing Family* abhängt.

4. Analyserahmen für das *Doing Family* bei multilokal wohnenden Familien

Nachdem im Kapitel 3.3 die Gestaltungsaufgaben des *Doing Family* beschrieben wurden und im Kapitel 3.4 auf einzelne Gestaltungsaspekte des *Doing Family* bei multilokal wohnenden Familien eingegangen wurde, werden im Folgenden ein Analyserahmen entwickelt. An Hand dessen sollen die Fallbeispiele näher untersucht und die genauen Praktiken des *Doing Family* beschrieben werden. Gleichzeitig werden die in der Einleitung gestellten Fragen beantwortet.

4.1 Vereinbarkeits- und Belastungsmanagement

Mit der Beantwortung der Frage: „*Wie schaffen multilokal lebende Familien, ihren Alltag zu gestalten*“ wird versucht, die Gestaltungsaufgabe des *Vereinbarkeits- und Belastungsmanagement* zu beschreiben.

Dazu sollen folgende Aspekte untersucht werden:

⁴⁴ Bei bestimmten varimobilen Berufen wie z.B. die der Flugbegleiter oder Piloten gibt es dagegen teilweise institutionelle Rahmenbedingungen, die es erleichtern in dieser Form zu leben. Bei diesen Berufsfeldern gibt es zudem auch Vorbilder, die auch so leben. Für diese ist es deshalb manchmal einfacher das *Doing Family* zu gestalten (Huchler/Dietrich/Matuschek, 2009: 46/47+49)

1. Wie wird der Rhythmus von An- und Abwesenheit gestaltet?
Hier sollen Fragen geklärt werden, wie: Wann wird gependelt? Wer pendelt? Wie oft wird gependelt? Wie wird das koordiniert? Welche Verkehrsmittel werden genutzt und wie werden sie genutzt? Wie viel Zeit verbringt die Familie zusammen? Wie viel verbringt sie getrennt? Dies betrifft besonders auch Fragen der Mobilität und wie diese gestaltet wird⁴⁵ (Schier, 2013a: 43; Jurczyk et al, 2009a: 128+241; Proske, 2012a: 25). Es soll hier auch geschaut werden, wie die unterschiedlichen Raum-Zeitpfade synchronisiert werden.
2. Wie wird der Alltag gestaltet, wenn die Familie getrennt lebt? Wie findet eine „*doppelte Haushaltsführung*“⁴⁶ statt? Dabei spielen Fragen eine Rolle wie: Wer kümmert sich um die Kinder? Wer kümmert sich um die Haushalte? Wer übernimmt die sogenannten Care-Aufgaben? Welchen Tätigkeiten gehen die beiden Partner und die Kinder nach? Können sie diese Tätigkeiten zeitlich selbstbestimmt gestalten? Hier geht es besonders um Fragen wie die unterschiedlichen Alltagsräume gestaltet sind und wie darin gelebt wird. Wie können die unterschiedlichen Anforderungen des Alltags koordiniert werden?
3. Wie wird der gemeinsame Alltag gestaltet? Wie wird es gestaltet, dass sich die Familie sich regelmäßig zur selben Zeit am selben Ort aufhält? Welchen Unterschied gibt es zum getrennten Alltag? Auch hier sollen Fragen der Kinderbetreuung und Haushaltsführung beantwortet werden. Welche Tätigkeiten werden gemeinsam unternommen? Hier sollen also Fragen der gemeinsamen Alltagsgestaltung betrachtet werden und wie die getrennten Alltagswelten miteinander verbunden und zu einer gemeinsamen verknüpft werden (Schier, 2013a: 42).
4. Wie werden die Übergänge gestaltet zwischen getrenntem und gemeinsamem Leben? Wie werden die Abwesenden wieder in den gemeinsamen Alltag integriert? Wie findet der Abschied vom gemeinsamen Leben statt? Welche Rituale werden dafür genutzt?
5. Gibt es Organisationen, Einrichtungen oder andere Menschen, welche die Familie bei ihren Aufgaben unterstützen? Wie z.B. Kitas Haushaltshilfen etc.?

⁴⁵ Dazu könnte auch gehören, wie dieser sogenannte Transitraum zwischen den beiden Lebenswelten gestaltet wird. Da dies allerdings nicht direkt zum *Doing Family* gehört, wird dieses nicht näher untersucht.

⁴⁶ Dadurch, dass einer an mehreren Wohnstandorten wohnt, kann es zu einer Verortung an mehreren Orten kommen (Schier, 2014: 16/17). Ob und wie sich diese auf das *Doing Family* auswirkt, soll nicht näher betrachtet werden, da aus vielen Fallbeispielen nicht hervorgeht, ob es eine solche gibt oder nicht. Deshalb wird nur darauf geachtet, wie die zwei Haushalte geführt werden.

4.2 Konstruktion von Gemeinsamkeiten

Die Gestaltungsaufgabe der *Konstruktion von Gemeinsamkeiten* soll mit der Frage: „*Wie schaffen sie es sich als eine Familie zu fühlen*“ beantwortet werden.

1. Wie wird Kontakt, Nähe und Vertrauen trotz der Distanz erhalten und hergestellt? Dabei spielt die Nutzung von Medien (Welche werden genutzt? Wie werden sie genutzt? Von wem werden sie genutzt? Gibt es für die Nutzung dieser Medien bestimmte Rituale?). Diese Fragen spielen eine wichtige Rolle.
2. Wie wird geschafft, dass die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern aufgebaut und erhalten werden können? (z.B. Eltern-Kind-Beziehung, Partnerschaftsbeziehung, familiäre Beziehung als Gesamtes)
3. Wie findet ein Wechsel zwischen alleinerziehend sein und gemeinsamer Erziehung statt? Wie können die Abwesenden an dem Alltag teilnehmen und in diesen integriert werden, ohne dass sie direkt dabei sein können? Wie kann der abwesende Elternteil weiter an der Entwicklung des Kindes teilnehmen? Hat die Abwesenheit Einfluss auf die Entwicklung des Kindes? Wie wirkt sie sich auf die Bindungsbeziehung zu den Kindern aus? Wie kann der Abwesende weiterhin greifbar für die Kinder sein? Wie können die Abwesenden aus der Distanz unterstützen?
4. Wie wird die (knappe) gemeinsame Zeit genutzt? Wie werden Phasen der Kopräsenz genutzt (Jurczyk et al, 2009a: 128)? Gibt es eine ganz bewusste Gestaltung der gemeinsamen Zeit, um diese zu intensivieren? Darunter fallen Fragen wie: Werden Phasen der Kopräsenz bewusst hergestellt? Gibt es Phasen der Beiläufigkeit? Gibt es für die Gestaltung dieser bestimmte Rituale?

Für alle diese Fragen ist nicht nur die Betrachtung wie dieses gestaltet wird sinnvoll, sondern ob dazu bestimmte Rituale genutzt werden, wie die Rituale gestaltet sind und wofür sie eingesetzt werden (Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 162).

4.3 Displaying Family

Das *Displaying Family* soll mit der Frage: „*Wie schaffen sie es, nach außen als Familie wahrgenommen zu werden*“ beantwortet werden. Dazu spielen folgende Aspekte eine Rolle:

1. Wie grenzt sich die Familie nach außen ab? Wie geht sie damit um, wenn jemand an der gemeinsamen Alltagsgestaltung nicht teilnehmen kann oder will? Wer nimmt an der Alltagsgestaltung teil? Dürfen an der gemeinsamen Zeit andere Personen als die der Familie teilnehmen?
2. Wie schaffen sie es nach außen zu signalisieren „*Wir sind eine Familie*“ (Jurczyk, 2014b: 62)

An Hand dieser Liste soll im folgenden Kapitel untersucht werden, wie die multilokal Wohnenden Familien das *Doing Family* gestalten. Als Erstes werden die Familien kurz vorgestellt und die wichtigsten Aspekte zusammengefasst wiedergegeben. Im Anschluss wird untersucht, wie sie das *Doing Family* gestalten. Dabei werden die oben vorgestellten Analysepunkte einzeln betrachtet und daraufhin untersucht, wie die jeweilige Familie damit umgeht. Manche Strategien lassen sich nicht nur einer Gestaltungsaufgabe zuordnen, so dass diese an mehreren Stellen erwähnt werden. Durch die oben beschriebene Vorgehensweise können Unterschiede oder Gemeinsamkeit deutlich gemacht werden. Bei Bedarf werden die einzelnen Gestaltungsaufgaben durch weitere Beispiele aus der Literatur ergänzt und dadurch verdeutlicht.

5. Analyse und Vorstellung der Fallbeispiele zur Gestaltung des *Doing Family* bei multilokal lebenden Familien

Bei der Analyse des *Doing Family* wurde auf eine eigene Forschung verzichtet, da auf Grund der schon vorhandenen Literatur genug Rückschlüsse gezogen werden können, wie dies von den Familien gestaltet wird. Es wurden drei Fallbeispiele ausgewählt, die einen guten Überblick bieten und sich aus diesem Grund gut zur Betrachtung eignen. Dabei wurde versucht, möglichst homogene Fälle zu nehmen, um eine bessere Vergleichbarkeit zu gewähren. Auf die Einbeziehung von Transnationalen- oder Trennungs- und Scheidungsfamilien wurde verzichtet, da bei diesen wohlmöglich noch weitere Herausforderungen hinzukämen, welche eine Vergleichbarkeit erschweren würden. Auf der anderen Seite wurde versucht, eine möglichst große Bandbreite zu wählen. Deshalb wird auch ein Fall beschrieben, in dem die Frau die aktiv multilokal Wohnende (Familie Kramer) ist. Familie Löscher dagegen ist ein Beispiel dafür, wie die Familie das *Doing Family* gestalten muss, wenn ein Mitglied einen varimobilen Beruf ausübt.

Die Fallbeschreibung der Familie Bauer/Lange wurde aus dem Buch von Sebastian Schinkel (2013: *Familiäre Räume. Eine Ethnographie des gewohnten Zusammenlebens*) entnommen. Die Fallbeispiele der Familien Kramer und Löscher stammen aus dem Buch von Karin Jurczyk (et al), Michaela Schier, Peggy Szymenderski, Andreas Lange und G. Günther Voß, (2009: *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*).

5.1 Fallbeschreibung der Familie Lange/Bauer

Sabine Bauer und Markus Lange sind beide Mitte vierzig, miteinander verheiratet und haben drei gemeinsame Kinder: den 15-jährigen Mathis, die 13-jährige Sarah und die 10-jährige

Tabea. Sie haben beide studiert und gehen nun einem Beruf in einem Angestelltenverhältnis nach. Dabei arbeitet Frau Bauer in einer Teilzeitbeschäftigung in Berlin, und der Firmensitz von Herrn Lange befindet sich, nach einer sukzessiven Firmensitzverlagerung, in Halle. Die Erwerbstätigkeit von Herrn Lange ist zusätzlich verbunden mit gelegentlichen und projektabhängigen Dienstreisen. Herr Lange hat seit fünf Jahren eine Dienstwohnung am Arbeitsplatz.

Die Beziehung der beiden hat als eine LAT-Beziehung begonnen. Zuerst haben sie in unterschiedlichen Städten gewohnt, später hatten sie zwei Wohnungen in Berlin. Der Umzug in die erste gemeinsame Wohnung erfolgte vor der Geburt der Kinder. Gemeinsam mit diesen sind sie in die jetzige Eigentumswohnung gezogen. Die Familie hat sich erst im Verlauf der Jahre für eine multilokale, familiäre Lebensweise entschieden. Davor hat das berufsbedingte Pendeln zwischen Berlin und Halle das Leben der Familie bestimmt. Die Familie hat sich entschieden, mit dem Hauptwohnsitz in Berlin zu bleiben und nicht nach Halle zu ziehen. Die Gründe dafür werden von der Familie nicht explizit genannt. Die Entscheidung für diese Lebensweise wurde alleine von den Eltern getroffen. Die Kinder hatten kein Mitspracherecht und sind darin hineingewachsen.

Das Besondere der Familie Lange/Bauer ist, dass sie neben dem Familienwohnsitz in Berlin und dem Arbeitswohnsitz in Halle über einen Freizeitwohnsitz in Form eines Ferienhauses verfügen. Dieses befindet sich in Grüntal (einem kleinen Ort in Brandenburg, nördlich von Berlin, in der Nähe von Eberswalde). Dort verbringt die Familie meistens ihre gemeinsamen Wochenenden (Schinkel, 2013: 175).

5.2 Fallbeschreibung der Familie Kramer

Frau Kramer ist 43 Jahre alt und Herr Kramer ist 42 Jahre alt. Die Familie hat zwei Kinder, einen 10-jährigen Sohn und eine zwanzigjährige Tochter. Die Familie lebt im Umland von Leipzig. Herr Kramer hat eine Führungsposition bei einer Versicherung und ist dadurch beruflich stark eingespannt. Frau Kramer arbeitet als Abteilungsleiterin in einem Bekleidungskaufhaus in Hagen und wohnt dort in einer kleinen Mietswohnung. Dieses war zu Beginn nur als vorübergehendes Modell angedacht, da sie nach einem Jahr wieder nach Leipzig zurückkehren wollte. Die Absprache, dass sie nach dieser Zeit eine vergleichbare Stellung in Leipzig antreten könne, wurde von ihrem Chef nicht eingehalten. Da Frau Kramer ihre Stellung in Hagen nicht aufgeben wollte, wurde die Situation dauerhaft. Vor ihrem Umzug nach Hagen war sie hauptverantwortlich für die Familie, obwohl sie schon damals in Vollzeit gearbeitet hat. In dieser Zeit wurde sie gelegentlich von ihrem Mann unterstützt. Die multilokale Lebensweise der Familie Kramer wurde allerdings nach zwei Jahren wieder aufgegeben, da die Familie (besonders Frau Kramer) mit diesem Wohn- und Lebensmodell nicht zufrieden war.

Frau Kramer ist deshalb wieder nach Leipzig gezogen. Sie arbeitet weiterhin im Einzelhandel, hat aber nicht die gleiche Position, wie in Hagen (Jurczyk et al, 2009a: 123/124). Trotzdem lassen sich viele Hinweise daraus ziehen, wie die Familie ihre multilokale Lebensweise gestaltet hat.

5.3 Fallbeschreibung der Familie Löscher

Auch die Familie Löscher soll betrachtet werden, obwohl diese, zusätzlich zu der berufsbedingten, nun auch durch die Trennung der Eltern multilokal lebt. Die Betrachtung des *Doing Family* wird hier allerdings auf die Zeit vor der Scheidung beschränkt.

Herr Löscher ist 55 Jahre alt und arbeitet in der Filmbranche, was damit einhergeht, dass er viel beruflich unterwegs ist und auf Grund dessen nicht durchgängig bei der Familie leben kann. Die Trennung von der Familie kann wochen- oder monatelang dauern. Dies wechselt sich mit Phasen ab, in denen er viel zu Hause ist. Frau Löscher ist 46 Jahre alt und hat mit der Geburt der Kinder ihre Berufstätigkeit aufgegeben. Zusammen haben die beiden drei gemeinsame Kinder. Zwei Söhne im Alter von 14 und 16 Jahren und eine Tochter von acht Jahren. Der Familienwohnsitz befindet sich in München (Jurczyk et al, 2009a: 132/133).

5.4 Gestaltung des *Doing Family*

Die verschiedenen Gestaltungsaufgaben des *Doing Family* werden von den Familien ganz unterschiedlich geleistet und werden den jeweiligen Wohn- und Lebensbedingungen sowie im Besonderen auch den beruflichen Bedingungen angepasst. Wie dies genau geschieht, wird an Hand des im vierten Kapitel vorgestellten Analyserahmens beschrieben und miteinander verglichen. Da mit Hilfe der betrachteten Familien nicht alle Analysepunkte genau beschrieben werden können, werden auch Ergebnisse, die aus anderen Zusammenhängen stammen, vorgestellt und auf die gewonnenen Erkenntnisse bezogen.

5.4.1 Gestaltung des Rhythmus von An- und Abwesenheit

Herr Lange pendelt meistens am Montagmorgen mit dem Auto von dem Familienwohnsitz in Berlin zum Arbeitswohnsitz in Halle. Er versucht möglichst früh loszufahren, um staufrei die Distanz zu überwinden. Am Freitag fährt er meist direkt in das Wochenendhaus. So kann er sich die Fahrt nach Berlin sparen und die Familie kann so mehr Zeit miteinander verbringen, da sie sich dort in der Regel am Wochenende trifft. Hier findet die meiste gemeinsame Präsenzzeit statt, und das gemeinsame Leben wird dort synchronisiert (Schinkel, 2013: 171). In seltenen Fällen findet ein Treffen in der gemeinsamen Familienwohnung statt, dann fährt Herr Lange dorthin. Das Pendeln von Herrn Lange richtet sich also besonders nach dem Aufenthalt der Familie und ist nicht an den Ort der Familienwohnung gebunden. Der Rest der Familie

pendelt auch am Freitag nach Grüntal. Am Sonntagabend kehrt die Familie dann zusammen in die Berliner Wohnung zurück (Schinkel, 2013: 163). Die Familie verbringt so viel Zeit wie es geht gemeinsam. Dies ist in der Regel meist nur an den Wochenenden oder in den Ferien möglich. In Ausnahmefällen kann sich die Familie auch unter der Woche sehen. Manchmal schafft es die Familie auch nicht, sich am Wochenende zu treffen. Dieses Arrangement bedeutet für Herrn Lange, dass er viel fahren muss. Insgesamt verbindet die Mobilität die Familie Bauer/Lange miteinander und gehört zu einer alltäglichen Lebensführung als verbindendes Element unabdingbar dazu (Schinkel, 2013: 165).

Auch Familie Kramer versucht, möglichst viele Wochenenden gemeinsam zu verbringen. Frau Kramer pendelt deshalb so oft sie es kann nach Leipzig. Da ihre Beschäftigung im Einzelhandel auch Samstagarbeit vorsieht, musste sie sich erkämpfen, zumindest jedes zweite Wochenende frei zu haben, um zu ihrer Familie fahren zu können. Auch unter der Woche hat sie in der Regel keine zwei Tage am Stück frei. Damit sich die Familie jedes Wochenende treffen kann, pendelt Herr Kramer jedes zweite Woche nach Hagen, so dass sie sich abwechselnd in Hagen und Leipzig treffen (Jurczyk et al, 2009a: 123).

Bei Familie Löscher kommt der Vater regelmäßig zwischen den Drehterminen wieder nach Hause. Er versucht dies auch so oft wie möglich während der Drehzeiten. Zusätzlich versucht die Familie, wenn der Vater über längere Zeit weg ist, den Vater an den Drehorten zu besuchen. Dazu bemüht er sich um möglichst große Unterkünfte, damit die Familie in der Zeit bei ihm wohnen kann (Jurczyk et al, 2009a: 125). Die weiten Reisen können allerdings die Familie noch zusätzlich belasten (Jurczyk et al, 2009a: 138). Ein weiteres Problem bei Familie Löscher ist, dass die Anwesen- und Abwesenheitszeiten nicht immer genau planbar sind, da manchmal die genauen Drehzeiten nicht ganz klar sind. Herr Löscher muss seine familiären Angelegenheiten diesen anpassen. Häufig kann er den Kindern gegenüber gemachte Versprechen nicht einhalten, da sich neue Drehtermine ergeben haben und er deswegen spontan weg muss (Jurczyk et al, 2009a: 133).

Alle Familien versuchen, sich so oft es geht zu treffen. Die Zeiten müssen den beruflichen Bedingungen angepasst werden. Sie werden deshalb unterschiedlich organisiert. Es wird versucht die gemeinsamen Anwesenheitszeiten möglichst auszudehnen. Dies bedeutet einen frühen Start ins Wochenende und eine späte Rückkehr aus diesem. Andere nehmen auch Arbeit mit nach Haus und verrichten sie im Home Office, um so mehr Zeit zu haben (vergl. Reuschke, 2010a: 123/124).

5.4.2 Alltagsgestaltung in Zeiten der Familientrennung

Unter der Woche gehen die einzelnen Familienmitglieder der Familie Bauer/Lange ihren eigenen Interessen nach, und die Lebensläufe jedes Einzelnen sind dadurch sehr stark individualisiert. Es gibt dadurch kaum Kopräsenz (Schinkel, 2013: 171). Mathis und Sarah sind oft alleine zu Hause. Dieses Alleinsein wissen Beide zu schätzen. Tabea dagegen ist viel unterwegs und ist auf Peer-Kontakte und institutionelle Freizeitangebote angewiesen (Schinkel, 2013: 164). Auch die Mahlzeiten sind bei Familie Bauer/Lange sehr individualisiert. Frühstück und das Mittagessen werden von jedem meist getrennt zubereitet und gegessen. Wobei es bei diesen Gelegenheiten oft zu spontanen Treffen einzelner Familienmitglieder kommt. Dies ist ein wichtiger Aspekt der Kopräsenz. Nur das Abendessen findet meist gemeinsam statt. Obwohl Herr Lange natürlich nicht dabei sein kann, und auch Mathis nicht immer dabei ist, da er anderen Beschäftigungen nachgeht. Die Kinder müssen sich im Alltag mehr oder weniger selber versorgen und übernehmen auch zusätzliche Aufgaben im Haushalt (Schinkel, 2013: 165).

Herr Lange verbringt unter der Woche sehr viel Zeit im Büro und nur wenig Zeit in seiner Wohnung vor Ort, da er diese nicht als sein zu Hause betrachtet. Er ist oft mehr als 13 Std. bei der Arbeit, wobei er nicht die ganze Zeit mit Arbeiten beschäftigt ist. Er kann in dieser Zeit seinen Alltag sehr frei gestalten. Er kann z.B. seine Freizeitaktivitäten so planen, wie es ihm passt, und muss nicht auf die familiären Bedürfnisse Rücksicht nehmen (Schinkel, 2013: 187/188). Frau Bauer empfindet ihr Berufsleben als erfüllend. Sie möchte eine gute Balance zwischen Familie und Beruf haben. Frau Bauer ist selten alleine zu Hause. Wenn das der Fall ist, fehlt ihr etwas. Sie empfindet die gemeinsame Zeit am Wochenende deshalb als etwas ganz Besonders und möchte so viel Zeit wie möglich zusammen sein, da sie sich sonst einsam fühlt (Schinkel, 2013: 171).

Von der Alltagsorganisation (wie dem Haushalt und den Kindern) ist Herr Lange weitestgehend befreit. Dies war nicht immer so. Als er vor einigen Jahren arbeitslos war, war es für diese verantwortlich, und Frau Bauer hatte die materielle Versorgung übernommen. Frau Bauer muss die Organisation des Alltags inzwischen alleine managen und mit ihren beruflichen Bedingungen abstimmen. Dabei wird sie von den Kindern unterstützt, die ihr Leben zum Großteil schon selber gestalten können. Auch übernehmen die großen Geschwister teilweise die Erziehung der jüngeren Schwester (Schinkel, 2013: 189).

Allerdings musste Frau Bauer schon vor der Multilokalität die Alltagsorganisation alleine bewältigen. Herr Lange war auch schon damals beruflich sehr eingespannt und tagsüber nur wenig zu Hause. Zusätzlich musste er täglich pendeln, was die Zeiten zu Hause noch weiter verkürzt hat. Deshalb konnte er schon damals wenig am Alltagsleben teilnehmen und hat sich

mit der Zeit immer mehr daraus zurückgezogen. Der Rückzug aus dem Alltag und die Desintegration in der Familie ist durch die Multilokalität allerdings noch umfassender geworden (Schinkel, 2013: 185). Herr Lange hat durch die Aufgabe des täglichen langen Pendelns Zeit für sich gewonnen, wird dadurch allerdings auch von der Familie im Alltag und den damit verbundenen Abläufen und Erfordernissen weitestgehend getrennt. Anders als früher ist er nicht mehr gezwungen, seinen Berufsalltag zu verdichten, um mehr Zeit für die Familie zu haben, da dieses auf Grund der weiten Distanz ohnehin kaum möglich ist (Schinkel, 2013: 187/188).

Während bei Familie Bauer/Lange die Hauptverantwortung für den Haushalt und die Kinder bei Frau Bauer liegt, ging mit der Multilokalisierung der Familie Kramer diese unter der Woche, wie selbstverständlich, an die damals 16 jährige Tochter über. Sie bekam eine Ersatzmutterrolle für den Bruder und sollte diesen auch erziehen, mit ihm Hausaufgaben machen etc. Den Einkauf sollte Herr Kramer erledigen. Die Tochter sollte sich ebenfalls um die Wäsche kümmern, wobei der Vater seine eigenen Sachen selbst bügeln sollte. Der Vater konnte nicht so viel übernehmen, da er meist erst nach 20.00 Uhr nach Hause kam. Er war sehr stark durch seine Arbeit beansprucht. Frau Kramer hatte durch die Trennung von ihrer Familie unter der Woche an Eigenzeit gewonnen, die sie nach ihren Bedürfnissen gestalten konnte. Sie musste sich hier nur an ihre Arbeitsbedingungen anpassen (Jurczyk et al, 2009a: 236).

Bei Familie Löscher gibt es eine traditionelle Arbeitsteilung. Diese wurde nie in Frage gestellt und von allen so akzeptiert. Der Vater ist somit für die finanzielle Existenzsicherung und die Mutter für den Haushalt zuständig (Jurczyk et al, 2009a: 124). Ein Grund dafür ist, dass Herr Löscher nie genau weiß, wann er zu Hause ist und deshalb keine verlässlichen Haus- und Fürsorgearbeiten übernehmen kann. Frau Löscher versucht, ihm so den Rücken frei zu halten, damit er weiterhin seinen Beruf ausüben kann. Herr Löscher ist in seinem Berufsalltag sehr eingespannt, so dass ihm kaum Zeit für anderes als die Arbeit bleibt. Dies scheint in der Filmbranche so üblich zu sein (Jurczyk et al, 2009a: 133).

Das Alltagsleben unter der Woche muss den multilokalen Lebensbedingungen angepasst werden. Am regulären Alltag am Familienwohnsitz können die Abwesenden in der Regel nicht teilnehmen. Dafür können sie ihren Tag, angepasst an die Arbeitsbedingungen, nach ihren Bedürfnissen gestalten. Die Daheimgebliebenen müssen fast alle Arbeiten vor Ort übernehmen. Dabei ist bei Familie Kramer auffällig, dass nicht vieles vom Vater übernommen wird, sondern von der Tochter. Dies deckt sich auch mit anderen Befunden. Bei mütterlicher Abwesenheit übernimmt nicht automatisch der Vater die Aufgaben im Haushalt und die Kin-

dererziehung. Oft springen stattdessen andere Frauen (oft Verwandte) für die Mutter ein und übernehmen diese Aufgaben. Dies wurde auch bei Transnationalen Familien beobachtet Schirilla, 2014: 128, Gheaus, 2014: 143, Salah, 2008: 10; Lutz, 2008: 133, Hochschild, 2001: 158, Lutz/Möllenbeck, 2011: 17).

5.4.3 Alltagsgestaltung bei gemeinsamer Anwesenheit

Das Ferienhaus der Familie Bauer/Lange ist der Ort, an dem es die meiste gemeinsame Präsenzzeit gibt. Allerdings ist diese Regelmäßigkeit der Treffen an diesen Ort, auch ein unterschwelliges Konfliktthema für die Familie, da die beiden älteren Kinder nicht immer dort ihre Wochenenden verbringen möchten und für sie das Pendeln zu oft ist (Schinkel 2013: 168).

An den Wochenenden verbringt Familie Bauer/Lange, im Gegensatz zur restlichen Woche, viel Zeit miteinander und versucht, viele gemeinsame Aktivitäten zu unternehmen. Daneben geht aber auch jeder seinen eigenen Freizeitinteressen und Hobbys nach (Schinkel 2013: 171). So werden z.B. das Frühstück und das Abendessen in der Regel zusammen zu sich genommen. Im Gegensatz zum Mittagessen, welches nicht immer zusammen eingenommen wird (Schinkel, 2013: 165).

Unter der Woche kann Herr Lange seine Zeit frei gestalten. Am Wochenende kommt es manchmal zu Konflikten mit den Bedürfnissen der Anderen, da er es nicht gewohnt ist, sich nach diesen zu richten. Die Familie muss sich hier dann synchronisieren und absprechen. Der Vater nimmt sich am Wochenende viel Zeit für sich. Dies kann dann auch für Konflikte sorgen, da die Familie mehr Zeit zusammen haben möchte (Schinkel, 2013: 188).

Wenn Frau Kramer am Wochenende zu Hause ist, erledigt sie oft die liegengebliebene Hausarbeit und kümmert sich dann auch intensiver um den Sohn. So ist sie auch wieder für seine Schulvorbereitungen verantwortlich (Jurczyk et al, 2009a: 236). Dieses wird ihr manchmal zu viel (Jurczyk et al, 2009a: 124). Das deckt sich auch mit den Untersuchungen von Viry, Widmer und Kaufmann, die festgestellt haben, dass die Wochenenden oft überladen sind mit all den Bedürfnissen, welche erfüllt werden sollen. Das kann zu Stress führen (Viry/Widmer/Kaufmann, 2010: 151). Das Wochenende dient vielen auch zur Befriedigung eigener Bedürfnisse: z.B. Freunde treffen, andere soziale Kontakte pflegen, Hobbys nachgehen sowie der eigenen Erholung. All dies unter einen Hut zu bringen, fällt allerdings nicht nur multilokalen Familien schwer, ist aber anscheinend für diese noch schwieriger zu gestalten (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 331/332).

Wenn Frau Löscher mit den Kindern an den Drehort nachreist, ist sie weiterhin automatisch für diese zuständig. Ihr Mann ist während der Drehzeiten dermaßen in den Beruf eingespannt, dass er sich nicht um die Kinder kümmern kann. Dadurch ist in der Zeit ein gemein-

sames Leben kaum möglich. Die Familie freut sich trotzdem über diese Besuche, da sie einen regelmäßigen direkten Kontakt ermöglichen und gleichzeitig eine Bildungs-, Erfahrungs- und Erholungschance bieten. Für den Vater bedeutet es aber auch, dass er sich mehr als sonst zwischen Arbeit und Familie hin und her gerissen fühlt (Jurczyk et al, 2009a: 138).

Wenn Herr Löscher nach Hause kommt, wird er quasi automatisch wieder in den Familienalltag integriert. Er hat dann meist sehr viel Zeit zur Beteiligung am Familienleben (z.B. den Mahlzeiten) und bekommt dadurch viele (spontane) Alltagskontakte zu den Kindern und zu seiner Frau (Jurczyk et al, 2009a: 133). Welche ihm die Gelegenheit bieten, die Beziehungen zu den Kindern und zu seiner Frau zu intensivieren. Als weiteres Moment kommt bei ihm hinzu, dass er auch mit einem Übergang von Arbeit und Nicht-Arbeit umgehen muss. In den Zeiten der Anwesenheit hat er meist keine beruflichen Verpflichtungen, und wenn er weg ist, bestimmt der Arbeitsalltag im wesentlichen die Gestaltung seiner Zeit (Jurczyk et al, 2009a: 141).

Alle Familien versuchen nicht nur, so oft wie möglich Zeit miteinander zu verbringen, sie versuchen auch, diese so intensiv wie möglich zu gestalten und zu erleben. Dieses gibt es auch in monolokalen Familien (Rüger et al, 2014: 126). Die gemeinsame Zeit wird aber auch beeinflusst von anderen Bedürfnissen, welche an den Wochenenden noch erfüllt werden sollen, so dass es zu einer Überlastung an Erfordernissen kommt. Auch bei monolokalen Familien ist festzustellen, dass die gemeinsame Zeit oft am Wochenende bzw. am Sonntag miteinander verbracht wird, da sie unter der Woche zu wenig gemeinsame Zeit haben (Keddi/Zerle-Elsäßer, 2012: 222/223; Jurczyk, 2010: 246; Becker-Stoll, 2014: 281/282). In diesen Familien ist das Wochenende oft mit Aktivitäten überlastet. Zum einen müssen Arbeiten erledigt werden, die unter der Woche nicht geschafft worden sind, zum anderen möchten sie viel Zeit mit gemeinsamen Aktionen verbringen. Dadurch muss das Wochenende auch bei ihnen hohen Ansprüchen genügen (Jurczyk et al, 2009a: 128).

Den Mahlzeiten kommt eine besondere Bedeutung zu. Viele versuchen, dass zumindest beim Abendessen so viele Familienmitglieder wie möglich zusammen sind und sie dieses gemeinsam einnehmen können. Dies ist auch bei monolokalen Familien der Fall. In diesen Familien werden meist die Abendessen von allen zusammen und die übrigen Mahlzeiten dagegen oft getrennt eingenommen. Im Gegensatz dazu kann in multilokalen Familien das Abendessen oft nicht von allen zusammen eingenommen werden, da durch die örtliche Trennung zumindest ein Familienmitglied meistens abends nicht zu Hause ist. In monolokalen ist dies durchaus der Fall, so dass die Familie dazu Zeit hat und zusammen Abendessen kann (Keddi/Zerle-Elsäßer, 2012a: 224/225).

Bei Familie Löscher kommt hinzu, dass es Phasen gibt, in denen sie viel gemeinsame Zeit haben, und welche, in denen es nur wenig gemeinsame Zeit gibt. Auch daran muss sie sich anpassen und gewöhnen, da es einer unterschiedlichen Gestaltung bedarf.

5.4.4 Gestaltung der Übergänge

Der Familie Bauer/Lange ist eigen, dass sie alle gemeinsam über die Pendelerfahrung verfügen. Dieses trägt zu der Gestaltung der Übergänge von der getrennten familialen Lebensführung zu der gemeinsamen Lebensführung bei. Die Übergänge werden dadurch ritualisiert und können so erleichtert werden (Schinkel, 2013: 169).

Seit der Multilokalisierung der Familie Kramer übernimmt der Vater vermehrt die Übergangsgestaltung. Er versucht z.B. durch die Initiierung von gemeinsamen Aktivitäten, die Übergänge zu gestalten und damit zu erleichtern (Jurczyk et al, 2009a: 131).

Frau Löscher übernimmt in ihrer Familie besonders die soziale Wiederintegration ihres Mannes in die Familie. Sie bemüht sich, die Familie auch in den Phasen der Trennung zusammen zu halten. Herr Löscher gestaltet diese hingegen nicht selber (Jurczyk et al, 2009a: 142). Diese Wiedereingliederung kann allerdings auch zu Konflikten führen, da z.B. die Tagesabläufe der Familie durcheinander gebracht werden, wenn ihr Mann wieder da ist. Herr Löscher versucht, die verpasste Zeit nachzuholen. Dabei hält er sich bei der Gestaltung nicht an die erzieherischen Grenzen, die es während seiner Abwesenheit gab. Er muss sich erst wieder seine Position in der Familie schaffen (Jurczyk et al., 2009a: 142). Dieses haben auch Zvonkovic et al. in ihrer Studie festgestellt (Zvonkovic et al., 2005).

Über die genaue Ausgestaltung der Übergänge konnten in keinem der Fallbeispiele nähere Hinweise gefunden werden. In allen drei Familien fällt anscheinend die Gestaltung der Übergänge aber nicht immer leicht. Diese müsste von allen zusammen gemacht werden, wird aber meist von den Müttern gestaltet. Nur bei Familie Kramer übernimmt der Vater hauptsächlich diese Aufgabe. Auch Schneider/Limmer/Ruckdeschel haben festgestellt, dass insbesondere Frauen für die Gestaltung zuständig sind (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 102+ 161-163).

Zu den Übergängen hat Schier festgestellt: Die anwesenden würden für die abwesenden Familienmitglieder oft wichtige Funktionen übernehmen. Sie versuchen, diese trotz der Abwesenheit in den Alltag zu integrieren, um so die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern aufrechtzuerhalten, obwohl es eine Trennung gibt. Die Abwesenden haben weiterhin ihre familiären Bezüge, und häufig fällt es dann auch leichter, dass sie wieder in den gemeinsamen Alltag integriert werden. Dadurch sind die Übergänge leichter zu bewältigen (Schier, 2009b: 61). Insofern können Übergänge aktiv gestaltet werden (Jurczyk et al, 2009a: 142).

5.4.5 Unterstützung von außen

Die größeren Kinder der Familie Bauer/Lange sind alt genug, so dass sie auf keine Unterstützung angewiesen sind. Tabea verbringt ihre Freizeit u.a. in institutionellen Freizeiteinrichtungen, so dass auch dort Betreuungsleistungen übernommen werden (Schinkel, 2013: 164). Einmal in der Woche kommt eine Haushaltshilfe (Schinkel, 2013: 189).

Der Sohn von Familie Kramer wurde, wenn nicht die Tochter dies gemacht hat, in einem Hort betreut. Zudem konnte er zu befreundeten Familien gehen und dort z.B. etwas essen. Dies war für die Mutter sehr gut, da sie ihn dadurch in guten Händen wusste und beruhigt ihrer Arbeit nachgehen konnte (Jurczyk et al, 2009a: 124).

Frau Löscher nimmt keine weiteren Unterstützungsangebote von außen an. Dies liegt wohl daran, dass sie nicht arbeitet und deshalb auch für die Familie verantwortlich ist, da sie mehr Zeit hat (Jurczyk et al, 2009a: 132).

Die Zuhilfenahme von Unterstützungsangeboten hängt wohl entscheidend davon ab, wie alt die Kinder sind und wie stark die Mütter beruflich eingespannt sind. So hat Frau Löscher mehr Zeit, alle Aufgaben selber zu übernehmen, als die anderen Mütter in den Beispielen.

5.4.6 Herstellung von Kontakt, Nähe und Vertrauen aus der Distanz

In den Zeiten der Familientrennung verläuft die Kommunikation zwischen Herrn Lange und seiner Familie meist technikbasiert. Dabei benutzen sie überwiegend das Telefon. Ob sie auch andere Kommunikationsmittel benutzen, geht aus den vorhandenen Daten nicht hervor. Damit versucht die Familie, Herrn Lange vor einer allzu großen Separierung von der Familie abzusichern und weiterhin Nähe und Vertrauen aufrechtzuerhalten. Mit Hilfe dieses Kommunikationsmittels wird Herr Lange weiterhin am Alltag beteiligt (Schinkel, 2013: 171).

Auch in der Familie Kramer wird mit Hilfe der modernen Kommunikationsmittel (Handy/Telefon) ein regelmäßiger Kontakt hergestellt. Hier wird betont, dass Frau Kramer mit Hilfe dessen Trost und Ermutigung vermitteln und auch Kontrollfunktionen übernehmen kann. Sie übernimmt z.B. mit Hilfe dessen Erziehungsaufgaben für ihren Sohn, wenn es zu Hause zu Betreuungsengpässen kommt oder wenn sie einfach miteinander reden möchten. Dieser kann mit Hilfe dieser Technik auch mal ein paar Stunden alleine sein, und sie kann ihm darüber bei den Hausaufgaben helfen. Außerdem kann er alleine zu Abend essen, oder sie kann ihn damit erinnern ins Bett zu gehen. Es stellt zum einen den Versuch dar, den Kontakt zu halten, und kann zum anderen dabei helfen, die „*Elternschaft emotional abzusichern*“ (Jurczyk et al, 2009a: 132). Somit kann das Vereinbarkeitsmanagement vereinfacht und die Logistik des Alltags leichter geregelt werden. Auf der anderen Seite kann die Qualität der Kontakte verloren gehen, da die emotionalen oder gemeinschaftlichen Momente zu kurz kommen

und diese über die Technik nicht vermittelt werden können (s.o.), da dazu die nonverbalen Momente einer direkten Kommunikation nötig sind (Jurczyk et al, 2009a: 132).

Bei Familie Löscher wird während der Drehtermine Kontakt über das Telefon gehalten. Als Problem beschreibt Herr Löscher, dass die Kinder nicht immer am Telefon reden wollen und deshalb nicht so auskunftsfreudig sind oder sie in dieser Zeit lieber etwas anderes machen wollen, als zu telefonieren. Deshalb wurde sich bei den Telefonkontakten überwiegend an die Bedürfnisse der Daheimgebliebenen und deren Tagesablauf orientiert (Jurczyk et al, 2009a: 125). Insgesamt hat er mehr mit seiner Frau telefoniert. Meist routinemäßig einmal am Tag. So wurde von ihnen versucht, Nähe und Intimität aufrecht zu erhalten. Wenn die Abwesenheit besonders lang war, gab es manchmal auch Familienkonferenzen per Telefon. Diese wurden dann auch als Event inszeniert (Jurczyk et al, 2009a: 136). Bei Familie Löscher war es weniger Alltagskoordination, sondern diente zur emotionalen Absicherung der Beziehungen. Deshalb wurde sich meist über Alltagserlebnisse, Gefühle, besondere Ereignisse oder dem Befinden der Kinder ausgetauscht. Dieses konnte aber die Kopräsenz nicht ersetzen, weder zwischen den Eltern, noch zwischen Vater und Kindern. Es konnte darüber nicht alles kompensieren werden, und das Vertrauen des direkten Austausches fehlte (Jurczyk et al, 2009a: 136). Jurczyk et al. erklären sich das dadurch, dass es beim Telefonieren keine beziehungsstiftende Beiläufigkeit gibt, welche für die Eltern-Kind Beziehung so wichtig ist (Jurczyk et al, 2009a: 138).

Für Familie Löscher war es besonders problematisch, wenn die Telefongespräche durch Streit und Traurigkeit belastet waren oder mit diesen Gefühlen beendet wurden. Besonders hier sahen sie einen Unterschied zu direkten Kontakten (Jurczyk et al., 2009a: 173). Dieses wird auch von Beck und Beck-Gernsheim bestätigt, dass Medien besonders in Krisensituationen nicht so geeignet sind (Beck/Beck-Gernsheim, 2011: 154).

In allen Familien wird mit Hilfe von Kommunikationsmitteln (hier besonders Handy und Telefon) versucht, den Kontakt miteinander zu halten, da ein direkter Austausch durch die multilokale Lebensweise nicht möglich ist. Der regelmäßige Kontakt kann negative Auswirkungen abfedern (Näser-Lather, 2011: 365) und ist deshalb besonders wichtig (Vollmuth 2011). Für kleine Kinder ist der Kontakt über diese Medien schwierig, da sie die Distanz nicht verstehen (Jurczyk et al, 2009a: 137). Bei den untersuchten Fällen kamen keine kleinen Kinder vor, so dass über den konkreten Umgang dieser keine Aussage getroffen werden kann. Leider wurde kaum über alternative Kommunikationsmittel wie Skype, Internet, Briefe, E-Mail, WhatsApp etc. berichtet, die ebenfalls Kontakte ermöglichen und insbesondere auch von transnationalen Familien genutzt werden (s.o.). Alle Familien schaffen es mit diesen Mit-

teln, in Kontakt miteinander zu sein und eine gewisse Nähe und Vertrauen herzustellen. Allerdings kann darüber nicht alles kompensiert werden. Trotzdem ist für viele getrennt wohnende Familien die Kommunikation über diese Mittel der Höhepunkt des Tages (vergl. Schneider, 2014: 117).

5.4.7 Beziehungsgestaltung

Das Wochenendhaus ist für Familie Bauer/Lange der gemeinsame Bezugspunkt des Lebens und hier findet auch die überwiegende Gestaltung der familiären Beziehungen statt. Da es unter der Woche kaum gemeinsame Zeiten der Kopräsenz gibt, wird dieses an den Wochenenden nachgeholt. An diesem dritten Ort (neben Familienwohnung und Arbeitswohnsitz) werden alle Familienmitglieder vollständig integriert und hier wird ein intensiver Familiensammenhalt bekräftigt (Schinkel, 2013: 177). Die Mitglieder der Familie Bauer/Lange scheinen eine gute und vertraute Beziehung untereinander zu haben. Darüber hinaus haben sie eine ausgeprägte Streit- und Diskussionskultur, die darauf hindeutet, dass die Familie sich oft miteinander austauscht und in Verbindung miteinander steht (Schinkel, 2013: 166). Dies ist für die Beziehungsgestaltung von wichtiger Bedeutung (s.o.).

Frau Kramer hat zu Beginn die Trennung von der Familie als etwas Positives erlebt, da sie dadurch mehr Zeit für sich gewonnen hat und die Verantwortung für die Familie teilweise abgeben konnte. Ihr hat ein Tapetenwechsel gut getan. Sie hat sogar bemerkt, dass sich durch ihre Abwesenheit die Beziehung von Herrn Kramer zu den Kindern intensiviert hatte. Dies finden alle positiv. Mit der Zeit allerdings wurde die Beziehungsgestaltung zu ihrem Partner und den Kindern immer schwieriger, da sie selber durch das regelmäßige Pendeln sehr belastet und gestresst war, so dass sie sich nicht mehr so gut auf diese einlassen konnte. Sie konnte nicht mehr gut entspannen, und vieles wurde ihr am Wochenende zu viel (z.B. gemeinsame Aktivitäten oder Ausflüge) (Jurczyk et al, 2009a: 123/124). Für Frau Kramer war die Doppelbelastung (bzw. Dreifachbelastung) durch Beruf, Familie und Multilokalität schwierig auszuhalten, so dass sie sich auch nicht mehr gut an den Wochenenden erholen konnte, um Kraft für die nächste Woche zu tanken. Zudem konnte sie sich nicht mehr gut um die Bedürfnisse der Familie kümmern (Jurczyk et al, 2009a: 130). Die Besuche der Familie bei ihr in Hagen werden durch die geringe Wohngröße und den Mangel an Rückzugsmöglichkeiten erschwert. Hier ist besonders gut ersichtlich, dass sich das multilokale Wohnen und die Beziehungsgestaltung gegenseitig beeinflussen, gerade wenn dieses mit einem hohen Belastungsniveau einhergeht.

Mit der Zeit hat Frau Kramer immer mehr Schuldgefühle entwickelt und sich als Rabenmutter gefühlt. Auch von außen wurde ihr dieses Bild gespiegelt, was wiederum ihr schlech-

tes Gewissen bekräftigt hat. Nachdem sich die große Schwester nicht mehr um ihren Bruder kümmern konnte (sie wollte da für ein Jahr ins Ausland) und auch der Vater weiterhin kaum Zeit hatte, wurde das multilokale Wohnen aufgegeben, da es so für die Familie nicht mehr tragbar war. Frau Kramer wollte lieber auf eine weitere Karriere verzichten als ihre Familie zu gefährden (Jurczyk et al, 2009a: 124). Sie hat trotz dieser negativen Erfahrung mit der Multilokalität gelernt, dass ihre Familie zeitweilig auch ohne sie funktionieren kann. Frau Kramers Hauptsorge ist das Wohlergehen ihres Sohnes. Sie weiß, dass sich zur Not jemand anderes um diesen kümmern kann. Dies kann jetzt z.B. bei Dienstreisen von Nutzen sein (Jurczyk et al, 2009a: 306a). So konnte sie für sich aus der Multilokalität trotzdem etwas Positives ziehen.

Familie Löscher beschrieb die Zeiten der Trennung auch als beziehungsintensivierend, da jeder mal Zeit für sich hatte und die Beziehung nicht gleichförmig war, sondern interessant, lebendig und spannend (Jurczyk et al, 2009a: 134). In den Zeiten der Abwesenheit haben sich Herr und Frau Löscher regelmäßig über die Kinder ausgetauscht. So wusste er immer über sie Bescheid (Jurczyk et al, 2009a: 152). Dieses war ihm sehr wichtig, da er die Erfahrung gemacht hat, dass die Kinder es nicht mögen, wenn sie in den Zeiten des Zusammenseins über alles ausgefragt werden. Deshalb wollte er schon informiert sein, um nicht alles erfragen zu müssen (Jurczyk et al, 2009a: 151). Ob nun die Multilokalität oder andere Bedingungen die Beziehung von Herrn und Frau Löscher scheitern ließ, lässt sich aus dem vorhandenen Material nicht erschließen. Dies kann aber trotzdem etwas dazu beigetragen haben.

Bei allen Familien wird die Beziehungsgestaltung von der Multilokalität beeinflusst. Die Multilokalität kann sich auf der einen Seite beziehungsintensivierend auswirken, auf der anderen Seite können bestimmte Aspekte zu kurz kommen. Besonders die Zeiten der Kopräsenz werden dafür genutzt, die Beziehungen zu intensivieren. In den Zeiten der Trennung wird versucht, den Kontakt über die Nutzung von Medien zu halten. In den Beispielfamilien sind es insbesondere Telefon und Handy.

5.4.8 Wechsel zwischen Alleinerziehend und gemeinsamer Erziehung

Durch die Separierung vom Leben in Berlin bekommt Herr Lange kaum etwas vom Alltag mit und wird dadurch nicht so sehr mit Alltagsproblemen belastet (Schinkel, 2013: 179). Auch die älteren Kinder haben für die jüngere Schwester Erziehungsfunktionen übernommen (Schinkel, 2013: 164), aber in der Regel ist Frau Bauer unter der Woche alleine für die Kinder verantwortlich. Durch die regelmäßigen Telefongespräche und die gemeinsame Integration an einem dritten Ort, wird Herr Lange immer wieder in die Familie integriert, so dass die Bezie-

hungen zwischen ihm und den Kindern sowie mit seiner Frau weitestgehend bestehen bleiben. Diese sind allerdings besonders auf die Wochenenden und nicht den Alltag bezogen.

Bei Familie Kramer übernimmt die Tochter die Erziehungsaufgaben für den jüngeren Bruder. Frau Kramer übernimmt viele Erziehungsaufgaben aus der Distanz. Dadurch nimmt sie auch in ihrer Abwesenheit an der Erziehung teil. Herr Kramer kann durch die Abwesenheit seiner Frau die Beziehung zu seinem Sohn intensivieren, da er mehr Zeit mit ihm verbringt und sich auch stärker darum kümmert, dass die Familie gemeinsame Aktivitäten an den Wochenenden unternimmt (s.o.).

Frau Löscher fühlt sich in den Abwesenheitszeiten ihres Mannes quasi als alleinerziehend, da sich Herr Löscher in seiner Abwesenheit nicht direkt um seine Kinder kümmern kann. In den anderen Phasen kann er sich dagegen sehr viel kümmern und dadurch seine Beziehung zu den Kindern intensivieren und aufbauen. Die Zeiten des Alleinerziehendseins wertet Frau Löscher allerdings auch als positiv, da sie nicht auf den Partner Rücksicht nehmen muss, sondern sich auf die Kinder und sich selber konzentrieren kann (Jurczyk et al, 2009a: 134).

Aus den Beispielen geht hervor, dass es immer einen Wechsel von gemeinsamer und getrennter Erziehung gibt, in die der Abwesende wieder integriert werden muss. Wie sich dies auf die Bindung zu den Kindern auswirkt, lässt sich nicht ablesen. Bestimmte Betreuungsaufgaben lassen sich dabei auch aus der Entfernung übernehmen. Für andere wiederum braucht es direkte Hände (dazu auch die o.g. Unterscheidung von caring for und caring about).

5.4.9 Nutzung der knappen gemeinsamen Zeit

Das Familienleben und die Präsenzzeiten von Familie Bauer/Lange sind örtlich und zeitlich auf die gemeinsamen Wochenenden in Grüntal begrenzt. Wie unter Punkt 5.4.3 beschrieben, versuchen sie, die wenige Zeit, die sie zusammen haben, durch möglichst viele gemeinsame Aktivitäten oder gemeinsame Mahlzeiten zu gestalten und ritualisieren. Während Vieles in der Woche eher entritualisiert und individualisiert stattfindet, wird am Wochenende besonders darauf geachtet, dass dies durch gemeinsame Rituale gerahmt wird. Die Familie versucht, sich bewusst die Zeit an diesem Ort so schön wie möglich zu gestalten. Als eine Strategie des Wohlfühlens wurde das Ferienhaus mit der Zeit immer schöner und attraktiver gestaltet, so dass sich alle dort wohl fühlen, und Herr Lange dies als sein eigentliches zu Hause betrachtet⁴⁷ (Schinkel, 2013: 180). Das multilokale Leben wird in Grüntal, gerade durch die Abge-

⁴⁷ Er bezeichnet seine Wohnung in Halle nur als Arbeitswohnsitz und in Berlin verbringt er zu wenig Zeit, so dass er dort keine Ortsverbundenheit hat. Für Herrn Lange ist sein zu Hause dort, wo die Familie ist. Die anderen Familienmitglieder fühlen sich allerdings auch in Berlin zu Hause (Schinkel, 2013: 171). Die Ortsbindung ist deshalb für Familie Bauer/Lange ein sensibles Thema. Sarah findet es allerdings schade, dass nicht auch die Berliner Wohnung eine besondere Bedeutung für den Vater hat (Schinkel, 2013: 174/175).

schiedenheit von den anderen Alltagsverbindungen, synchronisiert, und die Beziehungen werden dadurch intensiviert. Es bekommt dadurch die exklusive Bedeutung eines gemeinsamen Familienwohnsitzes (Schinkel, 2013: 171).

Familie Kramer hat nur sehr wenige Zeiten der gemeinsamen Kopräsenz. Dies liegt neben der Multilokalität auch an Frau Kramers Beschäftigung im Einzelhandel und Herrn Kramers beruflicher Anspannung. Für sie reicht die gemeinsame Zeit nicht, aus und die gemeinsamen Wochenenden bekommen dadurch eine ganz besondere Bedeutung. Die Kramers sind aber auch dadurch belastet, dass Frau Kramer an diesen Vieles aufarbeiten muss, was unter der Woche liegen geblieben ist ⁴⁸(Jurczyk et al, 2009a: 128). Bis zur Aufnahme der Multilokalität hatte Frau Kramer die Aufgabe, gemeinschaftsfördernde Aktivitäten zu planen und zu organisieren. Seit der Phase des multilokalen Wohnens ist es eher Herr Kramer, der z.B. gemeinsame Ausflüge plant und organisiert (Jurczyk et al, 2009a: 131). Dies könnte auch der Aufbau einer neuen Kompetenz sein, da er lernt gemeinschaftsfördernde Aktivitäten zu planen, und dabei auf die anderen Familienmitglieder Rücksicht zu nehmen.

Bei Familie Löscher wechseln sich Zeiten der intensiven gemeinsamen Kopräsenz mit Phasen, in denen es keine Kopräsenz gibt, ab. Wenn Herr Löscher zwischen den Drehterminen zu Hause ist, kann er viel gemeinsame Zeit mit seinen Kindern verbringen. Er hat in diesen Phasen dann die Gelegenheit, spontane Kontakte mit den Kindern zu haben, um so ganz nebenbei etwas von seinen Kindern zu erfahren. Es kann z.B. gute, intensive und nicht geplante Gespräche mit den Kindern geben, wenn er diese zum Fußball begleitet. Da er solche Situationen als befriedigend erlebt, versucht er, diese bewusst herzustellen (Jurczyk et al, 2009a: 126) und eine aktive Vaterschaft zu gestalten, indem er viele Aktivitäten mit den Kindern gemeinsam macht und sich auf ihre Bedürfnisse einlässt (Jurczyk et al, 2009a: 152). Zudem versucht er, dass es viel Zeit gibt, die unstrukturiert miteinander und nebeneinander verbracht wird, da sich hier viele gute Gespräche ergeben (Jurczyk et al, 2009a: 154). Durch die teilweise langen Anwesenheitszeiten kann es wiederum dazu kommen, dass es zu viel gemeinsame Zeit gibt (Jurczyk et al. 2009: 143). Herr Löscher versucht, die gemeinsame Zeit so intensiv zu gestalten, dass dadurch die Zeit der Abwesenheit ein Stück kompensiert werden kann (Jurczyk et al, 2009a: 145). Viele der gemeinsam gemachten Aktivitäten werden dabei ritualisiert (z.B. gemeinsames Essen, gemeinsame Ausflüge, Begleitung zu Freizeitaktivitäten der Kinder).

Alle betrachteten Familien versuchen, die oft knappe gemeinsame Zeit besonders intensiv zu nutzen, so dass dadurch ein guter familiärer Zusammenhalt entsteht. Was allerdings zu

⁴⁸ Dies kommt aber auch in Familien vor, die nicht von Multilokalität betroffen sind. Der Sonntag ist oft der einzige Tag, an dem die Familie Zeit für einander hat (Jurczyk et al., 2009a: 129).

kurz kommt, sind die spontanen Alltagskontakte, die sich nebenbei ergeben. Deshalb versucht besonders Herr Löscher, diese in den Phasen, in denen er viel präsent ist, bewusst herzustellen. Die anderen müssen sich dabei auf das Wochenende beschränken, und versuchen dann möglichst viele gemeinsame und gemeinschaftsfördernde Aktivitäten zu machen.

5.4.10 Abgrenzung nach außen und Zugehörigkeit zur Familie

Bei allen Familien wird sehr deutlich, dass zu einer Zugehörigkeit zu der Familie auch eine regelmäßige Teilhabe an der Gemeinschaft gehört. Bei Familie Bauer/Lange wird dies durch das regelmäßige gemeinsame Verbringen der Wochenenden im Ferienhaus verdeutlicht und bekräftigt (Schinkel, 2013: 190). Das Wochenendhaus ist der gemeinsame Bezugspunkt des familialen Lebens und gewinnt an Kontinuität, da er vom Berliner Alltagsleben und dem Berufsleben in Halle weitestgehend räumlich und zeitlich abgegrenzt ist. An diesem Ort sind alle Familienmitglieder gleichermaßen präsent. Durch die Abgeschiedenheit des Ortes kann und wird hier besonders intensiv die gemeinsame Zeit verbracht. Es kann sich z.B. nicht so leicht zurückgezogen werden, wie es z.B. in Berlin möglich wäre. Die im Alltag quasi unabhängigen Lebensläufe werden hier zu einem gemeinsamen verknüpft (Schinkel, 2013: 171). Alle können diesen Ort nur aufsuchen, indem sie zu ihm pendeln. So ist auch die gemeinsame Pendelerfahrung ein verbindendes Element (Schinkel, 2013: 189).

Allerdings ist das gemeinsame Verbringen im Wochenendhaus mit dem Zwang verbunden, dass jeder mitmachen muss. Deshalb stehen die Familienmitglieder unter einem gewissen Druck, immer wieder dorthin zu pendeln. Mit zunehmendem Alter zweifeln insbesondere die älteren Kinder das Wochenendhaus als gemeinsamen Bezugspunkt an. Sie haben auch in Berlin ihre soziale Einbindung und Kontakte und möchten deshalb ihre Wochenenden auch dort verbringen (Schinkel, 2013: 181). Insofern wird dieser familiale Bezugspunkt zunehmend in Frage gestellt. So lange kein neues verbindendes Element gefunden wird, muss dieser immer wieder als dieser besondere Bezugspunkt bekräftigt werden (Schinkel, 2013: 172). Eine eher unbewusste Strategie der Familie zur Erhaltung dieses Bezugspunktes könnte sein, dass sie so offen ist, dass auch andere Personen mit nach Grüntal gebracht werden können (Schinkel, 2013: 164). So kann ein Stück des Berliner Lebens mit dort eingebracht werden, und die Kinder sind dann vielleicht eher bereit, dieses Pendeln weiterhin mitzumachen.

Die Familie bekräftigt ihren Zusammenhalt auch damit, dass sie sich immer wieder auf ihren gemeinsamen Hintergrund bezieht und sich selbst immer wieder ganz bewusst als Familie bezeichnet (Schinkel, 2013: 176). Insgesamt funktioniert die Familie aber nur solange, wie Grüntal als exklusiver Ort abgesichert wird und alle am Leben dort teilnehmen (Schinkel, 2013: 189). Wenn dies nicht mehr so ist, müsste sie etwas Neues finden, was dieses ersetzt.

Auch bei den anderen beiden Familien wird deutlich, dass bei diesen das Zusammengehörigkeitsgefühl als Familie besonders aus den gemeinsam verbrachten Zeiten gewonnen wird. Dies sind bei Familie Kramer vor allem die gemeinsamen Wochenenden und bei Familie Löscher die drehfreien Zeiten, wenn Herr Löscher zu Hause ist oder die Besuche der Familie am Drehort. Ob es wie bei Familie Bauer/Lange möglich ist, dass andere an diesen exklusiven Zeiten teilnehmen oder ob es auch einen Zwang zur Teilnahme am gemeinsamen Leben gibt, kann aus den vorhandenen Daten nicht entnommen werden. Aber auch diesen Familien ist es wichtig, dass sie gemeinsam und mit allen zusammen Zeit verbringen. So gibt es vielleicht auch dort unterbewusst einen Zwang, damit diese Zeiten hergestellt werden können. Insofern wäre es wichtig zu untersuchen, in wie vielen multilokalen Familien es einen Zwang zur Teilnahme an den gemeinsamen Zeiten gibt und wie sich dies auf das *Doing Family* auswirkt. Um dann letztendlich zu klären, wie wichtig ein Zwang zur Teilnahme an gemeinsamen Zeiten für diese Familien ist. Auch die Offenheit der Familien, dass andere an diesen besonderen Zeiten teilnehmen, wäre interessant zu beleuchten, da diese vielleicht einen Einfluss auf das „*Displaying Family*“ hat.

5.4.11 Schaffung des Gefühls: *Wir sind eine Familie*

Insgesamt konnte aus dem vorhandenen Material nur wenig dazu gefunden werden, wie die Familien konkret das „*Displaying Family*“ gestalten. Dies ist schade, da dies, wie oben dargestellt, besonders für Familien, die (noch) nicht der Normalität entsprechen, eine sehr wichtige Gestaltungsaufgabe ist und deshalb eine besondere Bedeutung zukommt. Trotzdem kann der Schluss gezogen werden, dass besonders die gemeinsam verbrachten Zeiten dazu dienen, dass sich die Familien als „*Wir sind eine Familie*“ fühlen um so dann auch nach außen hin wahrgenommen zu werden.

So ist also die gemeinsame Gestaltung der Präsenzzeit, an der alle beteiligt sind, besonders wichtig, da hierüber das Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie entsteht und dadurch auch nach außen bekundet werden kann „*Wir sind eine Familie*“. Von Familie Bauer/Lange wird dies auch dadurch bekundet, da die Familie immer wieder dieses nach innen und nach außen bekräftigt und betont. So bezeichnet sie sich immer wieder selber als eine Familie und bezieht sich auf ihren gemeinsamen familiären Hintergrund (Schinkel, 2013: 176). Dazu ist für sie besonders der gemeinsame Ort Grüntal wichtig. Bei Familie Kramer sind es die Wochenenden und bei Familie Löscher die drehfreien Zeiten bzw. die gemeinsame Zeit am Filmort.

Aber auch die gute Gestaltung der anderen oben genannten Aufgaben können dazu beitragen, dass sich eine Familie als Familie fühlt und von außen als solche wahrgenommen wird. Zudem scheint es so, dass wie im Kapitel 3 beschrieben wurde, viele Gestaltungsaufgaben

nicht bewusst und intentional ausgeführt werden, sondern eher unbewusst und nicht-intentional, so dass es manchmal schwierig ist herauszuarbeiten, welche Strategien die Familien beim „*Displaying Family*“ anwenden.

6. Schlussbetrachtung und Ausblick

Das *Doing Family* muss bei multilokal lebenden Familien (aber auch von monolokal lebenden) aktiv an die Wohnsituation angepasst werden. Die Gestaltung dessen braucht viel Kraft und Kreativität (Schier, 2009a: 22; Erler, 2011: 104/139) und kann in multilokalen Familien anstrengender zu gestalten sein (Jurczyk et al, 2009a: 329). Es muss umso komplexer gestaltet werden, wenn es ein komplexes Familiensystem gibt (Schlör, 2012: 5). Wenn dies gut gelingt, können multilokale Familien gut funktionieren. Es scheint insgesamt keine unumgänglichen nachteiligen Folgen für die Familie und für die kindliche Entwicklung zu haben (Vollmuth, 2011). Auch zerfallen diese Familien nicht, und die Kinder werden nicht vernachlässigt (Zeicher, 2009: 82). Dies haben schon Schneider, Limmer und Ruckdeschel in ihrer Forschung mit mobilen Lebensformen festgestellt (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 440).

Insgesamt scheint es aber trotzdem eine eher belastende Situation zu sein (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 162/163), denn laut Peukert fühlen sich 85% der aktiv und 77% der nicht aktiv multilokal lebenden von dieser Situation belastet (Peukert, 2012: 542). Laut Schneider klagen nur 15% nicht über Beeinträchtigungen (Schneider, 2005: 120). Im Vergleich mit beruflich belasteten Doppelkarrierepaaren mit Kindern (die sich am besten mit den multilokal lebenden Familien vergleichen lassen, da auch sie wenig Zeit für einander haben und deshalb besonders die Wochenenden miteinander verbringen) schneiden multilokal lebende Familien schlechter ab. Dies betrifft besonders ihre allgemeine Lebenszufriedenheit, aber auch ihre Zufriedenheit mit dem Paar- und Familienleben. Nur was ihre berufliche Situation und die Zufriedenheit mit der Zeit selber für sich angeht, sind sie zufriedener (Peukert, 2012: 541). Peukert betont deshalb:

„Die Lebensform des Shuttelns hat aber nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn die Partner schon einige Zeit zusammen gewohnt haben, ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt und eine eigene sinnstiftende Teilwelt aufgebaut haben. Besonders die Anwesenheit kleiner Kinder belastet Shuttles, da die familialen Ansprüche sehr stark mit den beruflichen Anforderungen kollidieren (Peukert, 2012: 543/544).“

Die Folgen davon sind, dass viele Eltern Angst haben, dass die multilokale Lebensform zu Lasten ihrer Kinder geht und bekommen deshalb Schuldgefühle (Peukert, 2012: 544). Das ist nicht verwunderlich, da diese Familien eine Vielzahl von Herausforderungen (s.o.) zu bewältigen haben, die es in dieser speziellen Form in der Regel nicht bei monolokalen Familien gibt. So braucht z.B. die Fürsorge und Carearbeit Verlässlichkeit. Diese ist schwieriger zu ge-

stalten, wenn die Familien nicht zusammenwohnen. Der daheimgebliebene Partner ist dann meist für diese Verlässlichkeit zuständig. Dies ist meistens die Frau, da sie überwiegend die Verantwortung für Kinder und Haushalt trägt. So kann es deshalb für den Mann, besonders wenn er nur die Rolle des Ernährers hat, leichter sein multilokal zu leben und gleichzeitig eine Familie zu haben. Die Männer werden öfters in der multilokalen Lebensweise von ihren Frauen unterstützt (Schier, 2010a: 131). Es kommt dann meist zu einer traditionellen Rollenverteilung. Wenn die Frauen die aktiv Multilokalen sind, kommt es zu einer egalitären Rollenteilung, bzw. sie sind weiterhin für die Kinder und den Haushalt verantwortlich (Schneider/Ruppenthal/Lück, 2009: 124). Insgesamt ist es eher vereinbar, wenn nur ein Partner multilokal lebt und dies nicht beide tun (Schier, 2010a: 131), denn nur so kann für die Kinder eine Verlässlichkeit gewährt werden. Für den Vater ist eine multilokale Lebensweise oft eine dauerhafte Lösung besonders dann, wenn die Familie davon finanziell profitiert. Für Frauen ist es meist nur solange eine Lösung, wie sie keine Kinder haben. Für Mütter ist es eher nicht praktikabel (Peukert, 2012: 542). Trotzdem sind auch Kinder realisierbar, da sie es meist schaffen, sich an die Situation anzupassen (Jurczyk et al, 2009a: 145).

Als eine weitere Herausforderung kommt hinzu, dass es unter multilokalen Wohnverhältnissen schwieriger ist, einen gemeinsamen Lebensmittelpunkt zu haben. Dies liegt daran, dass die Familie über mehrere Wohnstandorte verteilt lebt und sie deshalb seltener zusammen an einem Ort sind. Ein gemeinsamer Lebensmittelpunkt ist aber wichtig, da Familienhandeln immer ortsgebunden ist. Viele Familien versuchen deshalb, die fehlende Quantität an Zeit durch die Qualität auszugleichen. Einige Väter/Eltern gestalten diese Zeit so, dass es zu einer subjektiv intensiv erlebten Vater-/Elternschaft kommt (Jurczyk et al, 2009a: 246). Die meisten multilokal Lebenden versuchen, so viel Zeit wie möglich miteinander zu verbringen und diese mit besonderen Aktivitäten zu gestalten. Da einige sich so intensiv darum bemühen, viel Zeit miteinander zu verbringen, kommt es bei ihnen sogar dazu, dass sie trotz der Multilokalität nun mehr Zeit miteinander haben als andere Familien (Jurczyk et al, 2009a: 145). Es ist aber trotz allem auch wichtig, neben der Qualität auch eine Quantität an Zeit zu haben, da Familien Zeiten brauchen, die einfach nur nebeneinander verbracht werden und nicht durch Aktivitäten verplant werden (s.o.) (Zeiger, 2009: 82). Da diese Zeiten besonders wichtig sind, versuchen viele Familien, genau diese Zeiten aktiv herzustellen. Dazu werden z.B. gemeinsame Mahlzeiten, die Zubereitung von Mahlzeiten oder eine Begleitmobilität genutzt. Gerade diese Zeiten sind bei multilokalen Familien seltener anzutreffen, da es weniger gemeinsame Kopräsenz gibt. Deshalb finden diese Aktivitäten oft in einer sehr ritualisierten Form statt, was zu einem Wir-Gefühl der Familie beiträgt.

Damit in den Zeiten der Trennung die Familien in Kontakt bleiben, werden viele Medien genutzt, die es zumindest erlauben, miteinander zu kommunizieren, ohne dass es dabei eine direkte körperliche Kopräsenz gibt. Trotz allem können darüber nicht alle Bedürfnisse befriedigt werden, da manche eine direkte Körperlichkeit brauchen, die darüber nicht hergestellt und deshalb auch nicht befriedigt werden kann. Trotzdem wird der abwesende Elternteil dadurch weiterhin in die Familie integriert. Viele anwesende Elternteile versuchen, den abwesenden aktiv dadurch zu integrieren, in dem immer wieder betont wird, dass dieser trotz der Abwesenheit ein Teil der Familie ist. Da über die Medien ein Kontakt da ist, kann dieser weiterhin über die Entfernung hinweg an der Kindererziehung teilnehmen. Da es in der Abwesenheit einen Bezug zu den Kindern und den Partnern gibt, sind die Übergänge zwischen An- und Abwesenheit leichter. Trotzdem müssen sich besonders kleine Kinder oft wieder an den fehlenden Elternteil gewöhnen (s.o.), und die Abwesenden müssen sich an das Familienleben anpassen.

Bei der Bearbeitung der Fallbeispiele ist deutlich geworden, dass viele Gestaltungsaufgaben des *Doing Family* von den Familien nicht bewusst und intentional gestaltet werden, sondern dass dieses eher unbewusst geschieht. Vieles wird nebenbei verrichtet und geschieht nicht intentional. So ist es manchmal schwierig herauszuarbeiten, welche Strategien von den Familien angewendet werden, um diese Aufgaben zu meistern und zu bewältigen. Insofern ist es wichtig, wenn besonders gelungene Strategien bewusst gemacht werden, damit es diesen Familien in Zukunft leichter fällt, das *Doing Family* zu gestalten. Dazu könnte es sinnvoll sein, zukünftig einen Maßnahmenkatalog aufzustellen, der beschreibt, welche Herausforderungen es zu bewältigen sind und welche bewussten Gestaltungsmöglichkeiten es für die betroffenen Familien gibt.

Der Umgang mit der multilokalen Lebensweise hängt besonders mit den persönlichen Fähigkeiten, Bewältigungsstrategien, Kompetenzen und Ressourcen der beteiligten Familienmitglieder ab (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 440). Diese könnten u.a. sein: raumbezogenes Handlungsvermögen, hohe Konfliktlösungsfähigkeit, Netzwerkkapital, *Doing Boundary*, guter Umgang mit Stress, auf sich selber achten (Schier/Hubert, 2015: 9; Jurczyk et al, 2009a: 20 + 290). So dürfte es Familien leichter fallen, mit der Situation umzugehen, in denen die Eltern eine stabile Partnerschaft führen (Jungbauer, 2009: 15), da sie sich besser gegenseitig unterstützen und gewillter sind, mit Problemen umzugehen (s.o.). Das Kooperieren der Partner ist eine wichtige Voraussetzung, dass die Familie mit den Herausforderungen umgehen können (Vollmuth, 2011). Weiterhin kann gut sein, wenn die Partner versuchen, sich gegenseitig den Rücken freizuhalten oder den aktiven Partner von familiären Pflichten zu

befreien (Jurczyk et al, 2009; 310/311). Ein gegenseitiges Verständnis und das Kennen der Arbeitsbedingungen kann den Partnern und Kindern helfen, damit umzugehen (Zvonkovic et al, 2005: 419/420). Wenn es ihnen nicht gelingt, mit den Herausforderungen, die aus der multilokalen Lebensform entstehen, umzugehen, kann es auch zu einer Trennung des Paares kommen (Peukert, 2012: 539). Auch von außen kann einiges dazu beitragen, ob diese Wohnform gut gestaltet werden kann. Hier sind besonders die Arbeitgeber gefragt. Dazu gehören verständnisvolle Kollegen, flexible Arbeitszeiten, die Möglichkeit zur Teleheimarbeit, Teilnahme an Konferenzen über Skype, arbeitnehmerfreundliche Arbeitgeber (die den Arbeitnehmern Gestaltungsspielräume lassen) (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 441; Schneider/Ruppenthal/Rüger, 2014: 161; Ducki, 2010: 69; Jurczyk et al, 2009a: 20; Forum für Wissenschaft 2001; Hupfeld/Brodersen/Herdegen, o.J.: 32/33). Dies könnte zu einer verbesserten Vereinbarkeit von multilokalem Wohnen, Beruf und Familie beitragen (Schneider/Limmer/Ruckdeschel, 2002: 417). Auch die Politik, Gesellschaft, Stadtentwicklung und Verkehrsplanung (Ausbau des öffentlichen Personenverkehrs) könnten die Familie unterstützen (Viry/Widmer/Kaufmann 2010: 155) und es ihnen ermöglichen auch, unter multilokalen Wohnverhältnissen ein für die Familien gelingendes *Doing Family* zu gestalten.

Da es so viele Herausforderungen gibt, kann das multilokale Wohnen besonders zu Beginn ein kritisches Lebensereignis sein, bei dem alle Familienmitglieder zusammen neue Praktiken entwickeln müssen. Nur so kann es gelingen, über die räumliche Distanz hinweg Sorgeleistungen, Erziehung und das Herstellen von sozialen Beziehungen zu gewährleisten. Dies ist nicht immer leicht, da es bisher kaum Rollenvorbilder dafür gibt (Vollmuth, 2011). Es kann aber auch bis zu einem gewissen Maß die Chance für eine positive Neugestaltung sein (Schiefer, 2010c: 12). Diejenigen, denen es nicht gelingt, eine Balance zwischen den verschiedenen Anforderungen herzustellen, können dazu gezwungen sein, sich für eine andere Lebensweise zu entscheiden. Manchmal müssen sie dann auf den Beruf oder die Familie verzichten oder an einen anderen Ort umziehen, obwohl sie dieses vielleicht nicht wollen. Auch wenn das *Doing Family* unter multilokalen Wohnarrangements anscheinend gestaltbar ist, besteht die Frage, wie viel die Menschen aushalten müssen, um in einer Familie leben zu können. Ist es deshalb nicht sinnvoller, die Gesellschaft so zu gestalten, dass Männer und Frauen eine Familie haben und gleichzeitig einen Beruf nachgehen können, der ihnen gefällt, ohne dass sie multilokal leben müssen? Natürlich kann dies für viele ein gewünschtes Lebensmodell sein, so dass diese auch weiterhin so leben sollen. Für andere ist dies aber eher ein Zwang und nicht ein freiwilliges Lebensmodell, so dass es wünschenswert wäre, wenn sie sich entscheiden könnten, anders zu leben. Sollen Familien alles mitmachen, wenn es sich um eine Lebensform handelt,

die anscheinend für viel aushaltbar ist, oder sollten sie lieber frei wählen können? Dies ist eine Frage die es in Zukunft zu klären gilt, wenn weiterhin das multilokale Wohnen zahlenmäßig zunimmt.

Mit dieser Arbeit konnte ein guter Einblick in die Frage gewonnen werden, wie multilokale Familien das *Doing Family* gestalten. Trotz allem konnten einige Fragen nicht beantwortet werden, bzw. diese ergeben sich, wenn man sich weiter mit diesem Thema befasst. Beim *Doing Family* bleiben ein paar Fragen offen z.B. wie die Familien sich nach außen abgrenzen und damit das *Displaying Family* betreiben. Weitere allgemeine Fragen wären: Welchen Einfluss hat eine Ortsbindung auf das *Doing Family*? Wird dieses anderes gestaltet, wenn jemand mehrere Ortsbindungen hat? Kann ein *Doing Family* auch ohne eine Ortsbindung stattfinden? Ist es wichtig, dass es eine Balance zwischen den Wohnorten gibt? Hat das multilokale Wohnen noch weitere Auswirkungen⁴⁹? Zudem könnte interessant sein zu betrachten, ob es einen Zwang zur Teilnahme an den gemeinsam verbrachten Zeiten gibt und ob andere daran teilnehmen können, da sich dieses sich auf die Gestaltung des „*Displaying Family*“ auswirken könnte (s.o). Weitere interessante Fragen ergeben sich vor dem Hintergrund, aus welchen Gründen die Multilokalität entstanden ist: Welchen Einfluss hat es, wenn jemand dieses Wohnverhältnis freiwillig oder aus Zwang eingegangen ist? Hat ein auf Dauer angelegtes Lebensmodell andere Auswirkungen als eines, welches vorübergehend geplant wurde? Wenn ja, welche sind das? Macht die Mobilitätsform (z.B. Shuttles und Varimobile) einen Unterschied?⁵⁰ Welchen Unterschied macht es genau, wenn der Vater bzw. die Mutter multilokal wohnt? Wie kann es gestaltet werden, wenn beide multilokal wohnen? Wie wird das *Doing Family* im Vergleich zu monolokalen Familien gestaltet?

Aus diesen Gründen wäre es sinnvoll sich mit weiteren Forschungen intensiv mit dem Thema des multilokalen Wohnens auseinander zu setzen. So kann es den Familien dann vielleicht leichter fallen, ihr *Doing Family* zu gestalten, da es in Zukunft mehr Rollenvorbilder gäbe. Auf der anderen Seite könnte aber bewusst werden, welche Folgen damit wirklich einhergehen, so dass versucht wird, den Menschen eine Familie und einen Beruf zu ermöglichen, ohne dass sie multilokal leben müssen. Wenn dieses dann nicht zu vermeiden ist, könnte ihnen auch besser geholfen werden, mit den Herausforderungen umzugehen, um so ein für die Familien selber gut gelungenes *Doing Family* zu gestalten.

⁴⁹ Aus der Literatur ist z.B. bekannt, dass das multilokale Wohnen auch Auswirkungen auf das soziale Engagement hat, da sich die Menschen nicht mehr so eingebunden fühlen (Peukert, 2012: 550; Limmer, 2010).

⁵⁰ Schneider hat z.B. festgestellt, dass Shuttles mehrheitlich von negativen und Varimobile sowohl von positiven als auch negativen Auswirkungen auf Partnerschaft und Familie sprechen (Schneider o.J.).

7. Literaturverzeichnis

- Abraham, M. & Schönholzer, T.** (2012): Warum Pendeln nicht alle Probleme löst. Präferenzen für unterschiedliche Mobilitätsformen in „dual career“-Partnerschaften. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 24 (3), 229-246
- Asendorpf J. & Banse, R.** (2000): *Psychologie der Beziehung*. Bern et al: Verlag Hans Huber
- Asendorpf, J. B.** (2008a): Living Apart Together. Alters- und Kohortenabhängigkeit einer heterogenen Lebensform. In: *KZFSS (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60 (4), 749-764. Online Ressource unter: <http://www.psychologie.hu-berlin.de/de/prof/per/pdf/2008/LAT2008.pdf> (letzter Zugriff: 30.04.15)
- Asendorpf J. B.** (2008b): Living apart together. Eine eigenständige Lebensform? In: *SOEP-papers on Multidisciplinary Panel Data Research*, 78. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. Online Ressource unter: http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.78210.de/diw_sp0078.pdf (letzter Zugriff: 29.04.15)
- Audehm, K., Wulf, C. & Zirfas, J.** (2007): Rituale. In: J. Ecarius (Hrsg.). *Handbuch Familie* (S. 424-440). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Aybek, C. M., Huinink, J. & Muttarak, R.** (Hrsg.) (2015): *Migration, Spatial Mobility, and Living Arrangements*. Heidelberg et al: Springer
- Badura, B. et al. (Hrsg.)** (2010): *Fehlzeiten-Report 2009. Arbeit und Psyche. Belastungen reduzieren – Wohlbefinden fördern: Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft*. Heidelberg: Springer Medizin Verlag
- Bathmann, N. et al. (Hrsg.)** (2013): *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Bathmann, N., Cornelißen, W. & Müller, D.** (2013): Gehen oder bleiben? Getrennt oder zusammen? Die paarinterne Bewältigung von beruflichen Mobilitätsanforderungen. In: N. Bathmann et al.: *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen* (S. 183-249). Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Bauriedl, S., Schier, M. & Strüver, A.** (Hrsg.) (2010): *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen: Erkundigungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Beck, U.** (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

- Beck, U. & E & Beck-Gernsheim, E.** (2011): *Fernliebe – Lebensformen im globalen Zeitalter*. Berlin: Suhrkamp
- Becker-Stoll, F.** (2009): Sichere Bindung an die Erzieherin – Voraussetzung für gelingende Bildung. In: *Frühe Kindheit*, 6. Online Ressource unter: www.liga-kind.de/fruehe/609_becker-stoll.html (letzter Zugriff: 21.04.2015)
- Becker-Stoll, F.** (2014): Die Vielfalt väterlichen Engagements und ihre Auswirkung auf die kindliche Entwicklung. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 279-293). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Beck-Gernsheim, E.** (2009): Ferngemeinschaften. Familie in einer globalisierten Welt. In: G. Burkart (Hrsg.): *Zukunft der Familie. Prognose und Szenarien*. In: *Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6* (S. 93-109). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Bertram, H.** (1998): *Familien Leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit, Lebenszeit und Familienzeit*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung
- Bertram, H.** (2002): Die multilokale Mehrgenerationsfamilie. Von der neolokalen Gattenfamilie zur multilokalen Mehrgenerationsfamilie. In: *Berl.J.Soziol.*, 4/2002, 517-529
- Bertram, H. & Bertram, B.** (2009): *Familie, Sozialisation und die Zukunft der Familie*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Bertram, H., Krüger, H. & Spieß, C. K.** (Hrsg.) (2006): *Wem gehört die Familie der Zukunft. Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung*. Opladen: Barbara Budrich
- BMFSFJ** (Hrsg.) (2006): *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik: Siebter Familienbericht*. Berlin
- BMFSFJ** (Hrsg.) (2011): *Familienreport 2011*: Berlin
- BMFSFJ** (Hrsg.) (2012a): *Zeit für Familien. Familienzeitpolitik als Chance einer Nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht*. Berlin
- BMFSFJ** (Hrsg.) (2012b): *Familienreport 2012*: Berlin
- Bodenmann, G.** (2000): *Stress und Coping bei Paaren*. Göttingen et al: Hogrefe
- Bodenmann, G.** (2004) (3. korrigierte Ausgabe): *Stress und Partnerschaft. Gemeinsam den Alltag bewältigen*. Bern et al: Verlag Hans Huber
- Bodenmann, G.** (2005): *Beziehungskrisen. Erkennen, verstehen und bewältigen* (2. überarbeitete Auflage). Bern: Huber
- Bodenmann, G.** (2013): *Lehrbuch Klinische Paar- und Familienpsychologie*. Bern: Verlag Hans Huber

- Brandt, C.** (Hrsg.) (2010): *Mobile Arbeit –Gute Arbeit. Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit.* Berlin: Verdi. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/multilokale_familie/Schier_2010_Mobile%20Arbeit.pdf (letzter Zugriff: 20.04.2016)
- Burkart, G.** (2008): *Familiensoziologie.* Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH
- Burkart, G.** (Hrsg) (2010): *Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6. Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien.* Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung)** (2012): *Frauen leben. Familienplanung und Migration. Dokumentation der wissenschaftlichen Abschlussstagung.* Berlin: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Online Ressource unter: <http://www.bzga.de/infomaterialien/?sid=-1&idx=2101> (letzter Zugriff: 20.04.2016)
- Castañeda, E. & Buck, L.** (2011): Remittances, Transnational Parenting, and The Children left behind: Economic and psychological implications. Southeastern Council on Latin American Studies and Wiley Periodicals, Inc., In: *The Latin Americanist.* Dec (2011), 85-110
- Castells, M.** (2005): *Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Citiak, B. et al.** (Hrsg.) (2014): *Lebenschancen vor Ort. Familie und Familienpolitik im Kontext.* Opladen Berlin & Toronto. Budrich UniPress
- Collmer, S.** (2005): Soldat, Familie und Mobilität. Neue Trends zur Lösung widersprüchlicher Anforderungen. In: G. Kümmel (Hrsg.): *Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie* (S. 53-77). Frankfurt am Main et al: Peter Lang
- Collet, B. & Bonnet, E.** (2010): Decisions concerning job-related spatial mobility and their impact on family careers in France and Germany. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 22 (3), 196-215
- Dancu, A.** (2009): *Leben in der Fremde. Empirische Studien über Green-Card-Inhaber und ihre Familien* (S. 85-110). Münster: Waxmann,
- Didero, M. & Pfaffenbach** (2014): Multilokalität und Translokalität. Konflikte und Perspektiven eines Forschungsfeldes. In: *Geografische Rundschau*, 11, 4-9
- Dirksmeier, P.** (2010): Multilokalität als Abwesenheit. Eine Herausforderung für landschaftlich attraktive ländliche Räume – das Beispiel Tegernsee/Stadt In: *Europa Regional* 18 (2-3), 60-70
- Dittrich-Wesbuer, A. & Kramer, C.** (2014): Heute hier – morgen dort. Residenzielle Multilokalität in Deutschland. In: *Geografische Rundschau*, 11, 46-51

- Dittich-Wesbuer, A., Föbker, S. & Sturm, G.** (2015): Multilokales Wohnen: Empirische Befunde zur Verbreitung in Deutschland. In: P. Weichhart & P. A. Rumpolt (Hrsg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Mobilität* (S. 121-143). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung
- Dittrich-Wesbuer et al.** (2015): Multi-Local Living Arrangements. Approaches to Quantification in German Language Official Statistics and Surveys. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106 (4), 409-424
- Dorbritz, J.** (2009): Bilokale Paarbeziehungen – die Bedeutung und Vielfalt einer Lebensform. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34 (1-2), 31-56
- Dorbritz, J. & Naderi, R.** (2012): Stabilität bilokaler Paarbeziehungen-Rahmenbedingungen und Entwicklungspfade. Eine Analyse der ersten und zweiten Welle von pairfam. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 37 (3-4), 393-428.
- Duchêne- Lacroix, C.** (2009): Mit Abwesenheit umgehen. Kontinuität und Verankerung einer transnationalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2 (2009), 87-98
- Duchêne-Lacroix, C.** (2014): Doing Family in transnationalem Kontext. Ein Erkenntnismodell der familiären Integration in vier Dimensionen. In: T. Geisen, T. Studer & Erol Yildiz (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik* (S. 153-176). Wiesbaden: Springer VS
- Duchêne- Lacroix, C.** (2015): Archipel oder die Territorialität in der Multilokalität der Lebenswelt. In: P. Weichhart & P. A. Rumpolt (Hrsg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Mobilität* (S. 218-239). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung
- Ducki, A.** (2010): Arbeitsbedingte Mobilität und Gesundheit – Überall dabei – Nirgendwo daheim. In: B. Badura et al. (Hrsg.): *Fehlzeiten-Report 2009. Arbeit und Psyche. Belastungen reduzieren – Wohlbefinden fördern. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft* (S. 61-70). Heidelberg: Springer Medizin Verlag
- Ecarius, J.** (Hrsg.) (2011): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Eickhorst, A. & Peykarjou, S.** (2012): Väter in den Frühen Hilfen. Erfahrungen, Chancen und Herausforderungen. In: *Frühe Kindheit* (Die ersten sechs Jahre). Sonderausgabe 2012. Frühe Hilfen. Gesundes Auswachsen ermöglichen (S. 38-43). Online Ressource unter: <http->

//www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/downloads/Fruehe_Kindheit_2012_2_Auflage.pdf (letzter Zugriff: 28.04.15)

- Erler, M.** (2011) (2. Überarbeitete Auflage): *Systemische Familienarbeit. Eine Einführung*. Weinheim/Basel: Juventa Verlag
- Eysmond, v. K.** (2011): „Du Schatz...“ *Erfolgreich eine Fernbeziehung führen. Wie kann es gehen*. Hamburg: Ellert + Richter Verlag
- Faist, T.** (2004): Grenzen überschreiten- zum Konzept Transnationaler Sozialer Räume. In: *Migration und soziale Arbeit*, 26 (2), 83-97
- Feldhaus, M. & Schlegel, M.** (2015): Living Apart Together and Living Together Apart. Impacts of Partnership-Related and Job-Related circular Mobility on Partnership Quality. In: C. M. Aybek, J. Huinink & R. Muttarak (Hrsg.): *Migration, Spatial Mobility, and Living Arrangements* (S. 115-137). Heidelberg et al: Springer
- Forum für Wissenschaft, Industrie und Wirtschaft** (2001): *Mobil sein und Familie haben? Wie Mobile leben*. Pressemitteilung vom 28.02.2001 Online Ressource unter: <http://www.innovations-report.de/html/berichte/wirtschaft-finanzen/bericht-4663.html> (letzter Zugriff: 20.04.16)
- Fresnoza-Flot, A.** (2014): Negotiating Interests and Identities in Transnational Family. Migrant Filipinas in France and Their Families in the Philippines. In: T. Geisen, T. Studer & E. Yildiz (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik* (S. 239-255). Wiesbaden: Springer VS
- Frey, O. & Koch, F.** (Hrsg.) (2011): *Die Zukunft der europäischen Stadt*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien
- Geisen, T.** (2014): Multilokale Existenzweisen von Familien im Kontext von Migration. Herausforderungen für Forschung und Theorieentwicklung. In: T. Geisen, T. Studer & E. Yildiz (Hrsg.): *Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik* (27-57). Wiesbaden: Springer VS
- Geisen, T. Studer, T & Yildiz, E.** (Hrsg.) (2014): *Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik*. Wiesbaden: Springer VS
- Gheaus, A.** (2014): Auswirkungen des „care drain“ und die Verantwortung für die Kinder der Migranten. In: E. Rohr, M. M. Jansen & J. Adamou (Hrsg.): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration* (S. 137-157). Gießen: Psychosozial-Verlag,
- Giddens, A.** (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt/Ney York: Campus Verlag

- Gloger-Tippelt, G.** (2007): Elter-Kind- und Geschwisterbeziehungen. In: J. Ecarius (Hrsg.): *Handbuch Familie* (S. 157-178). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Goulbourne, H. et al.** (2010): *Transnational families. Ethnicities, identities and social capital*. London & New York: Routledge
- Greschke, H.** (2014): „Mein Smartphone ist mein Schatz“. Intimität in transnationalen Familien. In: K. Hahn (Hrsg.): *E<3Motion, Medienkulturen im digitalen Zeitalter* (S. 151-167). Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Grossmann, K. & Grossmann K. E.** (2012): *Bindungen das Gefüge psychischer Sicherheit* (5. Aktualisierte Ausgabe). Stuttgart: Klett Cotta
- Habisch, A., Schmidt, H. L. & Bayer, M. (Hrsg.)** (2003): Interdisziplinäre Familienforschung. Eichstätter Symposium zu Familienwissenschaften. Connexgesellschaftspolitische Studien (Band 3), Graftschafft: Vektor-Verlag
- Hahn, K.** (Hrsg.) (2014): *E<3Motion, Medienkulturen im digitalen Zeitalter*. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Heidenreich, H.-J. & Nöthen, M.** (2002): Der Wandel der Lebensformen im Spiegel des Mikrozensus Statistisches Bundesamt. In: *Wirtschaft und Statistik 1/2002* (S. 26-38). Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Heinrichs, N., Bodenmann, G. & Hahlweg, K.** (2008): *Prävention bei Paaren und Familien*. Göttingen et al: Hogrefe
- Heitkötter, M.** (2009): Der „temporal-turn“ in der Familienpolitik- zeitpolitische Gestaltungsansätze vor Ort für mehr Zeitwohlstand in der Familie. In M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 401-428). Opladen & Farmington Hills: Verlag
- Heitkötter, M. et al.** (2009a): Einführung- ein zeitpolitisches Entwicklungsland. In: M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 9-34). Opladen & Farmington Hills: Verlag
- Heitkötter, M. et al.** (Hrsg.) (2009b): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Opladen & Farmington Hills: Verlag
- Henry-Huthmacher, C. & Borchard, M.** (Hrsg.) (2008). *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Hesse, M. & Scheiner, J.** (2007): Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels. Eine Typologie multilokalen Wohnens. In: *Geographische Zeitschrift*, 95, 138-154.

- Hilti, N.** (2009): Multilokales Wohnen: Bewegungen und Verortungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2 (2009), 77-86
- Hilti, N.** (2013): *Lebenswelt multilokale Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung*. Wiesbaden: Springer VS. Springer Fachmedien
- Hilti, N.** (2015): Von Heimweh-Wienerinnen und Gelegenheitsmitbewohnern – Multilokal Wohnende als Herausforderung für die Wohnungswirtschaft. In: P. Weichhart & P. A. Rumpolt (Hrsg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Mobilität* (S. 314-333). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung
- Hochschild, A. R.** (2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: W. Hutton & A. Giddens (Hrsg.): *Die Zukunft des globalen Kapitalismus* (S. 157-176). Frankfurt a. Main & New York: Campus
- Hofer, M.** (2002): Familienbeziehungen in der Entwicklung. In: M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.): *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2. Auflage) (S. 4-27). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe
- Hofer, M., Wild, E. & Noack, P.** (Hrsg.) (2002): *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2. Auflage). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe
- Hopf, C.** (2005): *Frühe Bindungen und Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa
- Huber, J.** (2010): *Familien stärken in Südtirol. Bindung- das emotionale Band zwischen Eltern und Kindern*. Freie Universität Bozen. Online Ressource unter: <http://www.provinz.bz.it/sozialwesen/download/bindung.pdf> (letzter Zugriff: 02.04.15)
- Huchler, N., Dietrich, N. & Matuschek, I.** (2009): Multilokale Arrangements im Luftverkehr. Voraussetzungen, Bedingungen und Folgen multilokalen Arbeitens und Lebens. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2 (2009), 43-54
- Huinink, J.** (2014): Räumliche Mobilität und Familienentwicklung im Lebensverlauf. In: B. Citiak et al. (Hrsg.): *Lebenschancen vor Ort. Familie und Familienpolitik im Kontext* (S. 34-51). Opladen et al: Budrich UniPress
- Huinink, J. & Konzietzka, D.** (2007): *Familiensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt & New York: Campus Verlag
- Hunner-Kreisel, C. & Stephan, M.** (Hrsg.) (2013): *Neue Räume, neue Zeiten. Kindheit und Familie im Kontext von (Trans-) Migration und sozialem Wandel*. Wiesbaden: Springer VS
- Hupfeld, J., Brodersen, S. & Herdegen, R.** (o. J.): Arbeitsbedingte räumliche Mobilität und Gesundheit. In: *iga.Report* 25. Online Ressource unter: [88](http://www.iga-</p>
</div>
<div data-bbox=)

info.de/uploads/tx_ttproducts/datasheet/iga-

Report_25_raeumliche_Mobilitaet_Gesundheit.pdf (letzter Zugriff: 15.04.2015)

Hutton, W. & Giddens, A. (Hrsg.) (2001): *Die Zukunft des globalen Kapitalismus*. Frankfurt a. Main & New York: Campus

Jürgens, K. (2001): Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In: G. G. Voß & M. Wehrich (Hrsg.): *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltägliche Lebensführung* (S. 33-60). München & Mering: Rainer Hampp Verlag

Jürgens, K. (2003): Alltägliche Lebensführung als Dimension sozialer Ungleichheit. In: M. Wehrich & G. G. Voß (Hrsg.): *tag für tag. Alltag als Problem – Lebensführung als Lösung? Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung 2* (S. 71-94). München & Mering: Rainer Hampp Verlag

Jürgens, K. (2005): Kein Ende von Arbeitszeit und Familie. In: A. Mischau & M. Oechsle (Hrsg.): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit. Verlieren wir die Balance? Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 5* (S. 34-53). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Jungbauer, J. (2009): *Familienpsychologie Kompakt*. Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Jurczyk, K. (2009): Familienzeit- knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten. In: M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 37-66). Opladen & Farmington Hills: Verlag

Jurczyk, K. (2010): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Arbeitszeitpolitische Herausforderungen aus der Lebenswelt. In: H. Seifert (Hrsg.). *Zeitkonflikte. Renaissance der Arbeitszeitpolitik* (S. 239-261). Berlin: edition sigma

Jurczyk, K. (2013): Deutsches Jugendinstitut e.V., München. Veranstaltung „30 Stunden Arbeit sind genug? Mehr Zeit für Familien!“ Veranstalter: Fachstelle Familien der Nordkirche Landeshaus Kiel, 16. September 2013. Familienzeit - knappe Zeit? Online Ressource unter:

http://www.nordkirche.de/fileadmin/user_upload/nordkirche/20130913_Vortrag_Dr._Karin_Jurczyk.pdf (letzter Zugriff: 26.03.2015)

Jurczyk, K. (2014a): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: A. Steinbach et al. (Hrsg.): *Familie im Fokus der Wissenschaft (Familienforschung)* (S. 117-138). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden

Jurczyk, K. (2014b): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing*

- Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 50-70). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Jurczyk, K. et al.** (2009a): *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: Edition Sigma
- Jurczyk, K. et al.** (2009b): Zur Herstellung von Familie. In: *DJI Bulletin 88 PLUS*, 4 (2009), I-VIII
- Jurczyk, K. & Henning, M.** (2014): Die Generationen halten zusammen. In: *DJI Impulse 4* (2014), 20-23. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bulletin/d_bull_d/bull108_d/DJI_4_14_Web.pdf (letzter Zugriff: 14.03.2016)
- Jurczyk, K. & Klinkhardt** (2014): *Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung
- Jurczyk, K., Lange, A. & Szymenderski, P.** (2005): Zwiespältige Entgrenzungen. Chancen und Risiken neuer Konstellationen zwischen Familie und Erwerbsarbeit. In: A. Mischau & M. Oechsle (Hrsg.): *Arbeitszeit –Familienzeit –Lebenszeit. Verlieren wir die Balance? Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 5* (S. 13-33). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- Jurczyk, K., Lange, A. & Thiessen, B.** (Hrsg.) (2014a): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Jurczyk, K., Lange, A. & Thiessen, B.** (2014b): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 7-48). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Jurczyk, K. & Rerrich, M. S.** (Hrsg.) (1993a): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus
- Jurczyk, K. & Rerrich M. S.** (1993b): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo „alles zusammenkommt“ In: K. Jurczyk & M. S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (S. 11-45). Freiburg im Breisgau: Lambertus
- Keddi, B.** (2014): Familiäre Lebensführung als alltägliche Herausforderung. Von der mikrosoziologischen Nahaufnahme zur praxeologischen Repräsentativstudie. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 95-112). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Keddi, B. & Zerle-Elsäßer, C.** (2012): Erwerbskonstellationen von Paaren. Rahmung der familialen Lebensführung. In: T. Rauschenbach & W. Bien (Hrsg.): *Aufwachsen in*

- Deutschland. AID:A – Der neue DJI-Survey* (S. 215-232). Weinheim & Basel: Beltz Juventa
- Klammer, U. & Motz, M.** (Hrsg.) (2011): *Neue Wege – Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Klenner, C. & Pfahl, S.** (2009): Jenseits von Zeitnot und Karriereverzicht- Wege aus dem Arbeitszeitdilemma In: M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 259-290). Opladen & Farmington Hills: Verlag
- Kley, S.** (2012): Gefährdet Pendlermobilität die Stabilität von Paarbeziehungen? Einflüsse von Erwerbskonstellationen und Haushaltsarrangements in Ost- und Westdeutschland auf die Trennungswahrscheinlichkeit von Paaren. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 41 (5), 356–374
- Kley, S.** (2015): The Impact of Job-Related Mobility and Migration Intentions on Union Dissolution. In: C. M. Aybek, J. Huinink & R. Muttarak (Hrsg.): *Migration, Spatial Mobility, and Living Arrangements* (S. 139-158). Heidelberg, New York, Dordrecht & London: Springer
- Körber, K.** (2011): Nähe auf Distanz. In: G. Marinelli-König & A. Preisinger (Hrsg.): *Zwischenräume der Migration. Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten* (S. 91-112). Bielefeld: transcript Verlag
- Kracke, B. & Hofer, M.** (2002): Familie und Arbeit. In: M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.): *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2. Auflage) (S. 94-123). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe
- Krompholtz, S.** (2015): Der Haushalt – ein unzeitgemäßer Begriff? In: P. Weichhart & P. A. Rumpolt (Hrsg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Mobilität* (S. 203-217). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung
- Kudera, W.** (1995) Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung* (S. 45-68). Opladen: Leske & Budrich
- Kümmel, G.** (Hrsg.) (2005): *Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie*. Frankfurt am Main et al: Peter Lang
- Lange, A.** (2009): Wer hat an der Uhr gedreht? Einblicke in die Zweitverwendung von Kindern und ihren Eltern. In: M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 137-157). Opladen & Farmington Hills: Verlag

- Lange, A. & Lauterbach, W.** (Hrsg.) (2000): *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Lauterbach, W.** (1998): Die Multilokalität später Familienphasen. Zur räumlichen Nähe und Ferne der Generationen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 27 (2), 113-132
- Lenz, K.** (2009): Zeit in und Zeit für Zweierbeziehungen. In: M. Heitkötter et al. (Hrsg.): *Zeit für Beziehungen. Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 113-136). Opladen & Farmington Hills: Verlag
- Lenz, K.** (2014): Zeit(en) in der alltäglichen Lebensführung von Paare. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 113-127). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Lenz, K. & Nestmann, F.** (Hrsg.) (2009): *Handbuch. Persönlichen Beziehungen*. Weinheim & München: Juventa Verlag
- Levecke, B.** (2010): *Fernbeziehungen funktionieren nur mit viel Reden*. In: Die Welt24 GmbH vom 15.12.2010. Online Ressource unter <http://www.welt.de/partnerschaft/article11644179/Fernbeziehungen-funktionieren-nur-mit-viel-Reden.html> (letzter Zugriff 20.04.201)
- Limmer, R.** (2005): Berufsmobilität und Familie in Deutschland. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 17 (2), 96-114
- Limmer, R.** (2006): Wenn der Vater im Alltag fehlt: Die Folgen der Vaterabwesenheit für die psychosoziale Entwicklung von Kindern. In: T. Mühling & H. Rost (Hrsg.): *ifb-Familienreport Bayern 2006. Zur Lage der Familie in Bayern. Schwerpunkt: Väter in der Familie* (89-105). Bamberg: ifb (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg & Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen)
- Limmer, R.** (2007): Mein Papa lebt woanders – Die Bedeutung des getrennt lebenden Vaters für die psycho-soziale Entwicklung seiner Kinder. In: T. Mühling & H. Rost (Hrsg.): *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 243-267). Opladen & Farmington Hills : Verlag Barbara Budrich
- Limmer, R.** (2010): *Ausgewählte Ergebnisse des EU-Projekts: Job Mobilities and Family Lives in Europe*. Online Ressource unter: www.boeckler.de/pdf/v_2010_09_15_muenchen_limmer.pdf (letzter Zugriff: 27.04.15)
- Limmer, R. & Rüger, H.** (2010): Job Mobilities and Quality of Life. In: N. F. Schneider & B. Collet (Hrsg.): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-*

- Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison* (S. 263-288). Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich
- Lohaus, A. & Vierhaus, V.** (2013): *Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters. Für Bachelor* (2. Auflage). Berlin/Heidelberg: Springer
- Lois, N.** (2012): „Living apart together“: Sechs Typen einer heterogenen Lebensform. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 24 (3), 247-268
- Lutz, H.** (2008): *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt* (2. überarbeitete Auflage). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Lutz, H.** (Hrsg.) (2009): *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lutz, H. & Möllenbeck, E.** (2011): Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie der transnationalen Care-Managements polnischer und ukrainischer Migrantinnen. In: *Gender*, 1 (2011), 9-27
- Madianou, M. & Miller, D.** (2012): *Migration and new media. Transnational families and polymedia*. London & New York: Routledge
- Marinelli-König, G. & Preisinger, A.** (Hrsg.) (2011): *Zwischenräume der Migration. Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten*. Bielefeld: transcript Verlag
- Meil, G.** (2010a): Job Mobility an Family Life. In: N. F. Schneider & B. Collet (Hrsg.): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison* (S. 215-235). Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich
- Mischau, A. & Oechsle, M.** (Hrsg.) (2005): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit. Verlieren wir die Balance? Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 5*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Mödl, J.** (2006): *Wir schaffen das! Eine Hilfestellung für Eltern, die mit ihren Kindern die Zeiten berufsbedingter Trennung meistern wollen*. Eichstätt: ZFG
- Mühling, T. & Rost, H.** (Hrsg.) (2006): *ifb-Familienreport Bayern 2006. Zur Lage der Familie in Bayern. Schwerpunkt: Väter in der Familie*. Bamberg: ifb (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg & Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen)
- Mühling, T. & H. Rost** (Hrsg.) (2007): *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills : Verlag Barbara Budrich
- Näser-Lather, M.** (2011): *Bundeswehrfamilien. Die Perzeption von Elternschaft und die Vereinbarkeit von Familie und Soldatenberuf*. Baden-Baden: Nomos Universitätschriften

- Nave-Herz, R.** (2004): *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde.* Weinheim & München: Juventa Verlag
- Nave-Herz, R.** (2009): *Familie Heute. Wandel der Familie. Strukturen und Folgen für die Erziehung* (4. Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Netzwerk Multilokalität** (Webseite): Online Ressource unter: <http://www.uni-muenster.de/Geographie/Multilokalitaet/multilokalitaet/home.html> (Netzwerk Multilokalität) (letzter Zugriff: 25.03.2016)
- Noyon, A. & Kock, T.** (2006): Living apart together: Ein Vergleich getrennt wohnender Paare mit klassischen Partnerschaften. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 18 (1), 27-45. Online Ressource unter: <http://www.zeitschrift-fuer-familienforschung.de/pdf/2006-1-noyon.pdf> (letzter Zugriff 08.04.2015)
- Parreñas, R.** (2005): Long distance intimacy: class, gender and intergenerational relations between mothers and children in Filipino transnational families. In: *Global networks* 5 (4), 317-336
- Penkwitt, M. & Ingelfinger, A.** (Hrsg.) (2011): Migration-Mobilität-Geschlecht. In: *Freiburger Geschlechterstudien Ausgabe 25.* Freiburg im Breisgau: Budrich UniPress Ltd.
- Petri, H.** (1997): *Guter Vater - Böser Vater. Psychologie der männlichen Identität.* Bern, München & Wien: Scherz Verlag
- Petri, H.** (2000): *Kommt nach dem Geschlechterkampf die "Geschlechterdemokratie"?: Familie im Wandel.* In Berliner Zeitung vom 11.11. 2000. Online Ressource unter: <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/kommt-nach-dem-geschlechterkampf-die-geschlechterdemokratie-familie-im-wandel,10810590,9850934.html> (letzter Zugriff: 15.07.15)
- Petri, H.** (2009): *Das Drama der Väterentbehrung* (6. Aktualisierte Auflage). München & Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Petzold, K.** (2011): Die europäische Stadt und multilokale Lebensform: Eine Beziehung mit Zukunft? In: O. Frey & F. Koch (Hrsg.): *Die Zukunft der europäischen Stadt* (S. 153-172). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien
- Petzold, K.** (2013a): Multilokalität als Handlungssituation. Lokale Identifikationen, Kosmopolitismus und ortsbezogenes Handeln unter Mobilitätsbedingungen. Wiesbaden: Springer VS
- Petzold, K.** (2013b): Von Einem, der auszog Wurzeln zu schlagen. Multilokalisierte Akteure und die Mechanismen lokaler Identifikation am Beispiel von Fernpendlern. In: *Soziale Welt*, 64, 291-316

- Peukert, R.** (2008): *Familienformen im sozialen Wandel* (7. Auflage). Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Peukert, R.** (2012): *Familienformen im sozialen Wandel* (8. Auflage). Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Phoenix, A.** (2009): Idealisierung emotionaler Bindung oder materieller Versorgung? Transnationale Mutterschaft und Kettenmigration. In: H. Lutz (Hrsg.): *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 86-101). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“** (Hrsg.) (1995): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen: Leske & Budrich
- Proske, A.** (2012a): Die mobile Familie. Die Vereinbarkeit von beruflicher Mobilität und Elternsein. In: *DJI IMPULSE*, 2, 23-26
- Proske, A.** (2012b): Leben ohne Balance? Zwischen Anforderungen und Anpassung. In: *Impulse für Gesundheitsförderung*, 75, 11-12
- Pusch, B.** (2013): Transnationale Familienkontexte von MigrantInnen in der Türkei. In: C. Hunner-Kreisel & M. Stephan (Hrsg.): *Neue Räume, neue Zeiten. Kindheit und Familie im Kontext von (Trans-) Migration und sozialem Wandel* (S. 91-106). Wiesbaden: Springer VS
- Rauschenbach, T. & Bien, W.** (Hrsg.) (2012): *Aufwachsen in Deutschland. AID:A – Der neue DJI-Survey*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa
- Rerrich, M. S.** (1993): Gemeinsame Lebensführung: Wie Berufstätige einen Alltag mit ihren Familien herstellen. In: K. Jurczyk & M. S. Rerrich (Hrsg.): *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung* (310-333). Freiburg im Breisgau: Lambertus
- Rerrich, M. S.** (2014): Doing Family. Stärken und blinde Flecken eines Zugangs. Versuch einer Bilanz. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 310-318). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Reuschke, D.** (2009): Raum-zeitliche Muster und Bedingungen beruflich motivierter multilokaler Haushaltsstrukturen. In: *Informationen zur Raumentwicklung* Heft 1/2 (2009), 31-42.
- Reuschke, D.** (2010a): *Multilokales Wohnen. Raum-zeitliche Muster multilokaler Wohnarrangements von Shuttles und Personen in einer Fernbeziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- Reuschke, D.** (2010b): Berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnsitzen – Merkmale einer multilokalen Lebensform in der Spätmoderne. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 35 (1), 135 – 164
- Rohr, E.** (2014): Die Globalisierung von Intimität. Schicksale transnationaler Kindheit. In: E. Rohr, M. M. Jansen & J. Adamou (Hrsg.): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration* (99-120). Gießen: Psychosozial-Verlag
- Rohr, E., Jansen, M. M. & Adamou, J.** (Hrsg.) (2014): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration*. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Rolshoven J.** (2006): Woanders daheim: kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 102 (2), 179-194
- Ruckdeschel, K.** (2003): Mobilität und Lebensform. In: A. Habisch, H. L. Schmidt & M. Bayer (Hrsg.): *Interdisziplinäre Familienforschung. Eichstätter Symposium zu Familienwissenschaften. Connex-gesellschaftspolitische Studien (Band 3)* (107-120), Graftschafft: Vektor-Verlag
- Rüger, H.** (2010): Berufsbedingte räumliche Mobilität in Deutschland und die Folgen für Familie und Gesundheit. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 31 (2), 8-12
- Rüger, H. & Becker, K.** (2011) Berufsmobilität, Geschlecht und Lebensform. Berufsbedingte räumliche Mobilität und die Folgen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und partnerschaftliche Arbeitsteilung. In: U. Klammer & M. Motz (Hrsg.): *Neue Wege – Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung* (S. 363-396). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Rüger, H. et al.** (2014): Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 26 (2), 121-143
- Ruppenthal, S.** (2010a): *Annäherung an das Thema Mobilität- Optionsgewinne oder Vereinzelung? Empirische Befunde aus der Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ 3. Iga Expertendialog in Dresden am 16.8.2010*. Bundesinstitut für Bevölkerungsentwicklung. Online Ressource unter: http://www.iga-info.de/fileadmin/Veranstaltungen/iga-Expertendialog/Dritter_iga-Exp_Mobilitaet/2_3-iga-Exp-Dialog_Annaeherung_an_das_Thema_F2_neu.pdf (letzter Zugriff 28.04.15)
- Ruppenthal, S.** (2010b): Vielfalt und Verbreitung berufsbedingter räumlicher Mobilität im europäischen Vergleich. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 31 (2), 2-7
- Ruppenthal, S., Limmer, R. & Bonß, W.** (2006): *Literature on Job Mobility in Germany State-of-the-Art of Mobility Research*. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Online

- Ressource unter: http://www.jobmob-and-famlives.eu/papers/JFW_06-01_05_Ruppenthal_Limmer_Bonss.pdf (letzter Zugriff: 27.04.15)
- Ruppenthal, S. & Rüger, H.** (2011): Berufsbedingte räumliche Mobilität – Konsequenzen für Wohlbefinden und Gesundheit. In: *BKK Gesundheitsreport 2011. Zukunft der Arbeit*, 120-125. Online Ressource unter: https://www.bkk-hmr.de/download/BKK_Gesundheitsreport_2011.pdf (letzter Zugriff: 17.04.15)
- Salah, M. A.** (2008): *The impacts of Migration on Children in Moldova*. New York: UNICEF
- Schier, M.** (2009a): Familienleben auf Distanz. In: *DJI Bulletin 87, 3/2009*, 22-23.
- Schier, M.** (2009b): Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: *Informationen zur Raumentwicklung, 1/2 (2009)*, 55-66
- Schier, M.** (2010a): Mobilität und Multilokalität aus der Sicht der Geschlechterforschung. In: S. Bauriedl, M. Schier & A. Strüver (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundigungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn* (S. 121-144). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Schier, M.** (2010b): Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. (K)ein Handlungsfeld für die betriebliche Gestaltung? In: C. Brandt (Hrsg.): *Mobile Arbeit – Gute Arbeit. Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit* (S. 101-115). Berlin: Verdi. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/multilokale_familie/Schier_2010_Mobile%20_Arbeit.pdf (letzter Zugriff: 20.04.2016)
- Schier, M.** (2010c): Multilokaler Alltag erwerbstätiger Eltern: Erweiterte Optionen oder erhöhte Probleme für die Lebensführung? In: H. G. Soeffner (Hrsg.): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. CD-Rom* (S. 1-13). Wiesbaden: VS Verlag. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2014/Schier_DGS-Band_2010.pdf (letzter Zugriff: 13.04.2015)
- Schier, M.** (2013a): Räumliche Entgrenzungen – Multilokales Familienleben. Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: U. Wagner (Hrsg.): *Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?! Beiträge aus Medienpädagogik, Soziologie, Kommunikationswissenschaft, Erziehungswissenschaft* (S. 35-51). München: kopaed
- Schier, M.** (2013b): Multilokale Wohnarrangements von Müttern, Vätern und ihren Kindern nach Trennung und Scheidung. In: O. Schwedes (Hrsg.): *Räumliche Mobilität in der zwei-*

- ten Moderne. Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten* (Band 3) (S. 189-212). Berlin: LIT Verlag
- Schier, M.** (2014): Multilokalität von Familie in Deutschland. In: *Geografische Rundschau*, 11 (2014), 10-17
- Schier, M. et al.** (2011): Wenn Eltern sich trennen: Familienleben an mehreren Orten. In: *DJI Online Dezember 2011*, Online Ressource unter: www.dji.de/index.php?id=42737 (letzter Zugriff: 11.05.15)
- Schier, M. et al.** (2015): Residential Multi-Locality Studies – The Added Value for Research on Families and Second Homes. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106 (4), 439-452
- Schier, M. & Hubert, S.** (2015): Alles eine Frage der Opportunität, oder nicht? Multilokalität und Wohnentfernung nach Trennung und Scheidung. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 27 (1), 3-31
- Schier, M. & Jurczyk, K.** (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: *APuZ (Aus Politik und Zeitgeschichte)*, 34/2007, 10 -17
- Schier, M., Schlinzig, T. & Montanari, G.** (2015): The Logic of Multi-Local Living Arrangements: Methodological Challenges and the Potential of Qualitative Approaches. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106 (4), 425-438
- Schinkel, Sebastian** (2013): *Familiäre Räume. Eine Ethnographie des >gewohnten< Zusammenlebens als Familie*. Bielefeld: Transcript Verlag
- Schirilla, N.** (2014): Transnationale Mutterschaft und psychosoziale Folgen der Elternmigration für Kinder in Osteuropa. In: E. Rohr, M. M. Jansen & J. Adamou (Hrsg.): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration* (S. 121-135). Gießen: Psychosozial-Verlag
- Schlör, K.** (2012): „Wo is´n dein papa? - Im skype, ne? Doing family und Medienbildung im Kontext von Multilokalität. In: *merz.medien+erziehung* 56 (06), 57-66. München: kopaed Verlag. Online Ressource unter: http://www.lmz-bw.de/fileadmin/user_upload/Medienbildung_MCO/fileadmin/bibliothek/schloer_multilokalitaet/schloer_multilokalitaet.pdf (Zugriff: 26.03.2015)
- Schneewind, K. A.** (2000): Kinder und elterliche Erziehung. In: A. Lange & W. Lauterbach (Hrsg.): *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts* (S. 187-208). Stuttgart: Lucius & Lucius
- Schneewind, K. A.** (2010): *Familienpsychologie* (3. Überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer

- Schneewind, K. A., Wunderer, E. & Erkelenz, M.** (2004): Beziehungskompetenzen und Beziehungsmuster in stabilen (Langzeit-) Ehen: Ausgewählte Ergebnisse des Münchner DFG- Projekts „Was hält Ehen zusammen?“ In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 15 (3), 225-243
- Schneider, N. F.** (o.J.): Leben an zwei Orten. Die Folgen beruflicher Mobilität für Familie und Partnerschaft. In: *Frühe Kindheit 1/06*. Online Ressource unter: http://www.iga-kind.de/fruehe/106_schneider.php (letzter Zugriff: 09.04.2015)
- Schneider, N. F.** (2004): Berufliche Mobilität in Zeiten der Globalisierung und die Folgen für die Familie. In: *psychosozial*, 27 (1/95), 21-34
- Schneider, N. F.** (2005): Leben an zwei Orten. Die Folgen beruflicher Mobilität für Familie und Partnerschaft. In: A. Mischau & M. Oechsle (Hrsg.): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?* (S. 110-126). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Schneider, N. F.** (2008) (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Schneider, N. F.** (2009): Distanzbeziehungen. In: K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.): *Handbuch. Persönlichen Beziehungen* (S. 677-693). Weinheim & München: Juventa Verlag
- Schneider, N. F.** (2012): Von Migration zur Transmigration? Betrachtungen zum Wandernsgeschehen in Deutschland und Europa. In: BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung). *Frauen leben. Familienplanung und Migration. Dokumentation der wissenschaftlichen Abschlussstagung* (S. 11-16). Berlin: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Online Ressource unter: <http://www.bzga.de/infomaterialien/?sid=1&idx=2101> (letzter Zugriff: 20.04.2016)
- Schneider, N. F.** (2014): Die räumliche Dimension der Herstellung von Familie. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 208-221). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Schneider, N. F. & Collet, B.** (Hrsg.) (2010): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich
- Schneider, N.F., Limmer, R. & Ruckdeschel, R.** (2002): *Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätserfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar?* Stuttgart: Kohlhammer
- Schneider, N. F. & Lück, D.** (2010): Einleitung zur Ad-hoc-Gruppe: Erwerbstätigkeit und räumliche Mobilität. Zur Etablierung eines neuen Forschungsfeldes in der Soziologie. In:

- H.-G. Soeffner, (Hrsg.) (2010): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. CD-Rom*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2014/Schier_DGS-Band_2010.pdf (letzter Zugriff: 13.04.2015)
- Schneider, N. F., Rüger, H. & Münster, E.** (2009): Berufsbedingte räumliche Mobilität in Deutschland. Formen, Verbreitung und Folgen für Gesundheit, Wohlbefinden und Familienleben. In: *Arbeitsmedizin, Sozialmedizin und Umweltmedizin*, 44 (7), 400-409
- Schneider, N. F., Ruppenthal, S. & Lück, D.** (2010): Beruf, Mobilität und Familie. In: G. Burkart (Hrsg): *Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 6. Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien* (S. 111-136). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Schneider, N. F., Ruppenthal, S. & Rüger, H.** (2014): Berufliche Mobilität: In: D. Winde-muth, D. Jung & O. Petermann (Hrsg.): *Praxishandbuch psychische Belastungen im Beruf* (2. Auflage) (S. 158-166). Stuttgart: Genter Verlag
- Schreyögg, A.** (2013): *Familie trotz Doppelkarriere. Vom Dual Career zum Dual Care Couple. Coaching und Supervision*. Wiesbaden: Springer Fachmedien
- Schumpeter Forschungsgruppe** (Homepage). Online Ressource unter: <http://www.dji.de/index.php?id=41881> (letzter Zugriff: 25.03.16)
- Schwedes, O.** (Hrsg.) (2013): *Räumliche Mobilität in der zweiten Moderne. Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten* (Band 3). Berlin: LIT Verlag
- Seifert, H.** (Hrsg.) (2010): *Zeitkonflikte. Renaissance der Arbeitszeitpolitik*. Berlin: edition sigma
- Skora, T., Rüger, H. & Schneider, N. F.** (2015): Räumliche Mobilitätserfahrungen im Lebenslauf und der Übergang in die Erstelternschaft. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 36 (1), 2-10
- Soeffner, H. G.** (Hrsg.) (2010): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. CD-Rom* (S. 1-13). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Online Ressource unter: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2014/Schier_DGS-Band_2010.pdf (letzter Zugriff: 13.04.2015)
- Steinbach et al.** (Hrsg.) (2014): *Familie im Fokus der Wissenschaft (Familienforschung)*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden

- Steinbrink, M. & Peth, S. A.** (2014): Hier, dort und dazwischen Translokale Livehoods in Südafrika. In: *Geografische Rundschau*, 11 (2014), 32-38
- Studiengangberatung Schiffstechnik** (Webseite): Online Ressource unter: <http://www.studiengangberatung.de/studium/schiffstechnik.html> (letzter Zugriff 10.09.15)
- Sturm, G. & Meyer, K.** (2009). Was können die Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse von residenzieller Multilokalität beitragen? In: *Informationen zur Raumentwicklung* 1/2 (2009), 15- 29
- Sturm, G. & Weiske, C.** (2009): Multilokales Wohnen. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2 (2009), I-II
- Tschacher, W. & Storch, M.** (2015): Embodiment und Kommunikation. Der Körper im Fokus von Beratung und Therapie. In: *Familiendynamik*, 40 (2), 118-127
- Tully, C.** (2009a): Die Gestaltung vom Raumbezügen im modernen Jugendalltag. Eine Einleitung. In: C. Tully (Hrsg.): *Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume* (S. 9-26). Weinheim & München: Juventa Verlag
- Tully, C.** (Hrsg.) (2009b): *Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume*. Weinheim & München: Juventa Verlag
- Urry, J.** (2003): Social networks, travel and talk. In: *The British Journal of Sociology*, 54 (2), 155-175
- Viry, G., Widmer, E. D. & Kaufmann, V.** (2010): Does it matter for us that my partner or I commute? Spatial mobility for job reasons and the quality of conjugal relationships in France, Germany, and Switzerland. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 22 (2), 149-170
- Vogel, J.** (2013): *Transnationale Familien Rumäniens. Wie Kinder und Jugendliche die Arbeitsmigration ihrer Eltern erleben*. Hamburg: Diplomica Verlag GmbH
- Vollmuth, J.** (2011): An mehreren Orten zuhause: Multilokales Familienleben nach Trennung und Scheidung. In: *PsychologieNachrichten. Neues aus Psychologie und Psychotherapie*. Online Ressource unter: <http://psychologienachrichten.de/?p=2361> (letzter Zugriff 13.05.15)
- Voß & M. Wehrich** (Hrsg.) (2001a): *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltägliche Lebensführung*. München & Mering: Rainer Hampp Verlag
- Voß, G. G. & Wehrich, M.** (2001b): tagaus – tagein. Zur Einleitung. In: G. G. Voß & M. Wehrich (Hrsg.): *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltägliche Lebensführung* (9-19). München & Mering: Rainer Hampp Verlag

- Wagner, U.** (Hrsg.) (2013): *Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?! Beiträge aus Medienpädagogik, Soziologie, Kommunikationswissenschaft, Erziehungswissenschaft*. München: kopaed
- Weichhart, P.** (2009): Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2 (2009), 1-14
- Weichhart, P.** (2015a): Residential Multi-Locality: *In Search of Theoretical Frameworks*. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106 (4), 378-391.
- Weichhart, P.** (2015b): Multi-local Living Arrangements – Terminology Issus. In: Weichhart, P. und P. A. Rumpolt (2015): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität* (S. 61-82). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien
- Weichhart, P. & Rumpolt, P. A.** (2015a): Residenzielle Multilokalität – Problemlagen und Desiderata der Forschung. In: Weichhart, P. und P. A. Rumpolt (2015): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität* (S. 11-60). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien
- Weichhart, P. & Rumpolt, P. A.** (Hrsg.) (2015b): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Mobilität*. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung
- Weihrich, M. & Voß, G. G.** (Hrsg.) (2003): *tag für tag. Alltag als Problem – Lebensführung als Lösung? Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung 2*. München & Mering: Rainer Hampp Verlag
- Weisensee, N.** (2006): *Fernbeziehungen schaden den Kindern*. In Welt24 GmbH vom 04.11.2006. Online Ressource unter: <http://www.welt.de/print-welt/article92099/Fernbeziehungen-schaden-den-Kindern.html> (letzter Zugriff unter 08.04.2015)
- Weiske, C., Petzold, K. & Schad, H.** (2015): Multi-Local Living – The Approaches of Rational Choice Theory, Sociology of Evryday Life and Actor-Network Theory. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106 (4), 392-408
- Weiske, C., Petzold, K. & Zierold, D.** (2008): Multilokale Haushalte – mobile Gemeinschaften. Entwurf einer Typologie multilokaler Lebensführung. In: *sozialersinn*, 9 (2), 281 -300.
- Weiske, C., Petzold, K. & Zierold, D.** (2010): Neue multilokale Haushaltstypen. H.-G. Soeffner (Hrsg.): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008* (S. 1-18). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Online Ressource unter:

- http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2014/Schier_DGS-Band_2010.pdf (letzter Zugriff: 13.04.2015)
- Wendl, P.** (2005a): *Gelingende Fernbeziehung*. Freiburg im Breisgau: Herder
- Wendl, P.** (2005b): Herausforderung Fern-Beziehung? Partnerschaft auf Distanz von Soldaten und deren Partnern bei Auslandseinsätzen. In: Kümmel, G. (Hrsg.): *Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie* (S. 123-147). Frankfurt am Main et al: Peter Lang
- Wendl, P.** (2006): *Chance Fern-Beziehung- zwischen Krise und erfüllender Partnerschaft? Christliche Ehekrisen-Bewältigung am Beispiel von Soldaten bei Auslandeinsätzen und deren Begleitung in der Militärseelsorge*. Unveröffentlichte Dissertation. Katholisch-Theologischen Fakultät der Albrecht-Ludwigs-Universität. Freiburg im Breisgau. Online Ressource unter: http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3090/pdf/Diss_Peter_Wendl_10._Juli_2007.pdf (letzter Zugriff: 08.04.2015)
- Widmer, M. & Bodenmann, G. (2008):** Beziehungen in der Familie. In: N. F. Schneider (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie* (S. 167-182). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Wilhelm, G.** (2014): Eine Generation packt ihre Koffer. In: E. Rohr, M. M. Jansen, J. Adamou (Hrsg.) (2014): *Die vergessenen Kinder der Globalisierung. Psychosoziale Folgen von Migration* (S. 63-79). Gießen: Psychosozial-Verlag
- Windemuth, D., Jung, D. & Petermann, O.** (Hrsg.) (2014): *Praxishandbuch psychische Belastungen im Beruf* (2. Auflage). Stuttgart: Genter Verlag
- Wood et al.** (2015): A Residential Perspective on Multilocality: Editorial. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106, (4), 363-377
- Zeiher, H.** (2009) : Neue Zeiten – neue Kindheiten? Wandel gesellschaftlicher Zeitbedingungen und die Folgen für die Kinder. In: A. Mischau & M. Oechsle (Hrsg.) (2005): *Arbeitszeit – Familienzeit- Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?* (S. 74-91). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Zerle-Elsäßer, C.** (2014): Junge Männer heute. Bereit für engagierte Vaterschaft. In: K. Jurczyk, A. Lange & B. Thiessen (Hrsg.): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 294-308). Basel & Weinheim: Beltz Verlag
- Zoll, K.** (2007): *Stabile Gemeinschaften. Transnationale Familien in der Weltgemeinschaft*. Bielefeld: transcript Verlag

Zvonkovic et al. (2005): Family Work and Relationships: Lesson from Families of Men Whose Jobs Require Travel. In: *Family Relations*, 54, 411-422

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Stellen sind in allen Fällen unter Angabe der Quellen kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde zur Erlangung eines akademischen Grades vorgelegt.

Hamburg, den 06.06.2016

Eva Richter-Petersen